This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

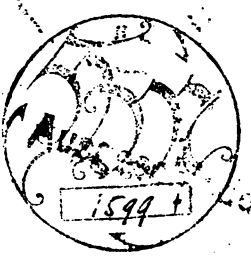
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


1599 t

Wirtenbergiſcher Plutarch,

Lebensbeſchreibungen

berühmter

Wirtenberger.

Von

Karl Pfaff.

Doktor der Philoſophie, Konrektor am Pädagogium zu Eßlingen und Mitglied der Geſellſchaft zur Beförderung der Geſchichtskunde zu Freiburg im Breisgau.

Zweiter Theil.

Eßlingen,

im Verlag bei J. M. Seeger, Buchdrucker.

1832.

DD801
W62 P4
v. 2.
~~Locked Sixth~~

Vorwort.

Dieſer zweite Theil des wirtenbergiſchen Plutarchs hat die gleiche Bogenzahl und Einrichtung, wie der erſte, auch hier hat der Verfaſſer die Quellen, ſo weit ſie ihm zugänglich waren, namentlich auch die ungedruckten, getreulich benutzt, auch hier ſind Lebensbeſchreibungen nicht allein von Staatsmännern, ſondern auch von Gelehrten gegeben worden. Vermißt man vielleicht einen und den andern Mann, den man hier oder gar im erſten Theil ſchon ſuchte, ſo muß bedacht werden, daß der Verfaſſer bei der Aufnahme der Lebensbeſchreibungen ſich hauptſächlich nach der Vollſtändigkeit ſeiner Quellen und Hülfsmittel richten und die Beſchreibung des Lebens von Männern, wo ihm deren noch viele fehlen, verſchieben muß.

Schließlich bittet er im erſten Theil p. 81. Linie 22. v. oben „und Gröningen", und Linie 24 v. o. „und die der Thumben von Neuburg" zu ſtreichen. p. 12. gehört zu den Worten Linie 1. v. o. „auf der Heidelberger Hochſchule" folgende Bemerkung: Nach Rauſchers handſchriftlichen Kollektaneen war Enzlin im Junius 1580 noch in Speier, wurde aber ſchon im November dieſes Jahrs zum Profeſſor in Heidelberg ernannt, hielt hier am 8. Dezember ſeine Einſtands-Rede, den Tag nachher ſeine erſte Vorleſung; im Auguſt 1585 kam er nach Tübingen.

Eßlingen im Julius 1832.

Karl Pfaff.

Johann Eberhard Georgii.

Zu den vielen Beispielen, wie Redlichkeit und Treue im Staatsdienste oft so schlecht belohnt werden, gehört auch Johann Eberhard Georgii, der Sohn des Vogts Georgii zu Urach, wo er den 21. Dezember 1694 das Licht der Welt erblickte. Seine Aeltern gaben ihm eine sorgfältige Erziehung und weckten vornemlich den religiösen Sinn des Knaben. Von der Schule seiner Vaterstadt aus kam er als Hospes in die Klosterschule zu Bebenhausen und gieng von da im Jahre 1710 nach Tübingen. Vier Jahre verweilte er hier, eifrig mit der Bildung seines Geistes beschäftigt; Philosophie, Geschichte, Staats- und Rechtswissenschaft waren die Hauptgegenstände seiner Studien, und allen widmete er sich mit ausgezeichnetem Fleiße. Von der Hochschule aus kam er zum Vogt Schmid in Backnang, um hier auch die, für seinen künftigen Beruf nöthigen, praktischen Fertigkeiten und Kenntnisse zu erlangen.

Bisher war sein Weg der gewöhnliche all der Jünglinge gewesen, welche sich seinem Stande widmeten, nun aber bot die Gunst des Schicksals ihm eine Gelegenheit an, sich auch in der Welt umzusehen, sich hier Gewandtheit und mancherlei Erfahrungen zu erwerben, die er weder auf der Hochschule, noch in der Schreibstube seines Vogtes hätte erlangen können.

Auf einer Reise über Ansbach und Wien wurde er zu Ende des Jahres 1715 mit dem Kommandeur des Regiments, Prinz von Lothringen, bekannt, dieser fand Wohlgefallen an dem jungen Mann und bot ihm die Stelle eines Auditors und Sekretärs an, welche Georgii auch nicht ausschlug. Sein Regiment lag in Garnison zu Neapel, und so hatte er nun Gelegenheit mit dem größten Theile von Italien schon unterwegs bekannt zu werden, aber er sollte auch noch Gegenden dieses Landes sehen, welche damals höchst selten der Fuß eines Reisenden betratt.

Denn der kühne Ehrgeiz des spanischen Ministers Alberoni hatte die kaum gedämpfte Flamme des Krieges aufs Neue entzündet, und auch Unteritalien wurde der Schauplatz desselben. Als 1717 die Spanier Neapel angreifen wollten, kam das Regiment Lothringen nach

Orbitello, und von da nach Kalabrien. Später wurde es dem Heere beigesellt, das zur Eroberung Siciliens bestimmt war, machte das Treffen bei Messina mit und mußte zu Milazzo eine viermonatliche Belagerung aushalten, bis der General Mercy es befreite. Jetzt wurde Georgii General-Auditor, und nach dem Abschluß des Friedens beauftragt, die Huldigung auf den Liparischen Inseln einzunehmen, worauf er eine Reise nach Livorno, Venedig, Mailand, in die Schweiz und nach Lothringen machte.

Doch nun erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande, er nahm zu Ende des Jahres 1721 seinen Abschied und kam nach Wirtenberg zurück, wo er als Regierungs-Rath mit einem Wartgeld von 150 Gulden angestellt wurde, im Jahre 1723 aber, nachdem er zu Mömpelgard die Huldigung für den Herzog eingenommen hatte, in den Genuß seiner vollen Besoldung tratt; 1735 zum Kammer-Prokurator, ein Jahr später aber zum Kammer-Direktor ernannt wurde.

Seegensreich war sein Wirken in diesen Aemtern, denn treu und redlich diente er seinem Fürsten und Vaterlande; durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit, durch die Gewandtheit und die mancherlei Erfahrungen, welche er in seiner frühern Laufbahn erworben hatte, leistete er ihnen die ersprießlichsten Dienste. Er sorgte eifrig für die Emporbringung des zerrütteten Kammerguts, der Gewerbe und des Handels; er gab die Veranlassung zu Gründung des Zucht- und Arbeits-Hauses in Ludwigsburg (1736) und brachte auch sonst manche guten Gesetze und Anstalten in Vorschlag. Er wurde zu mancherlei Sendungen in Staats-, Finanz- und Handels-Angelegenheiten nach der Pfalz, nach Baiern und Würzburg gebraucht, und vollbrachte sie größtentheils glücklich.

Auch Süß, welcher jetzt ans Ruder kam, hätte daher gerne den so brauchbaren Mann, den man in seinem Amte nicht leicht entbehren konnte, beibehalten, aber Georgii's unbestechliche Redlichkeit ließ sich nicht für seine Plane gewinnen. Unbesorgt, was daraus für ihn entstehen würde, nur seiner Pflicht eingedenk, legte er die schändlichen Betrügereien des Juden im Münzwesen dem Herzog offen vor Augen und — bekam darauf plötzlich seine Entlassung (d. 26. Dezember 1736).

Doch damit war die Rache des Juden noch nicht gesättigt, er wollte seinen Widersacher ganz verderben; einer seiner Spießgesellen, der Regierungs-Rath von Lamprechts mußte den abgesetzten Kammer-Direktor wegen ungetreuer Amtsführung verklagen und nun kam der Befehl, ehe diese untersucht sey, sollte sich Georgii nicht entfernen.

Dieser hatte zwar das beste Bewußtseyn, allein dennoch mußte er Schlimmes fürchten, denn es wäre das Erstemal nicht gewesen, daß

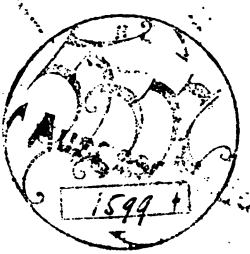
Süß mit seinen Helfershelfern durch niedrige Ränke, durch heillose Verfälschungen und schändliche List auch den redlichsten Mann als einen Verbrecher dargestellt hätte.

Aber der schnelle Tod des Herzogs rettete ihn, der Vormund Karl Eugens setzte ihn in seine Aemter wieder ein, die Anklage gegen ihn ward untersucht, er rein erfunden und nun Lamprechts zu einer Ehren-Erklärung verurtheilt, welche Georgii ihm großmüthig erließ.

Im Jahre 1738 wurde er zum Geheimen-Rath ernannt und arbeitete nun vereint mit Bilfinger, Hardenberg und den übrigen Mitgliedern der Vormundschaftlichen Regierung für Wirtenbergs Wohl. Als 1741 die Prinzen nach Berlin geschickt wurden, begleitete er sie dorthin, theils um die Oberaufsicht über ihre Erziehung zu führen, theils auch um die Angelegenheiten Wirtenbergs, welches sich damals näher an Preußen anschlos, in Berlin zu besorgen. Dieß war ein Posten, wozu viel Gewandtheit gehörte, denn die Vermittlung und Fürsprache Preußens war damals in so mancher, z. Thl. sehr wichtigen, Angelegenheit nöthig, und in Berlin mußte Vieles, was zu Stuttgart eingeleitet worden war, erst ausgemacht werden. Georgii mußte daher die Minister zu gewinnen suchen, was ziemlich Geld kostete, denn, wie er an Bilfinger schreibt, in Berlin war damals Nichts umsonst, als der Tod, jeder jagte dem andern einen Hasen in die Küche. Er mußte gegen fremde Umtriebe, wie gegen eine feindselige Parthei am preußischen Hofe selbst kämpfen, welche, in Verbindung mit der Herzoginn Wittwe und dem Bischoff von Würzburg, ihm eifrig entgegen wirkte, sogar seine Briefe und Berichte unterwegs auffieng, und ihm Alles, was sie konnte, zu Leid that. Denn er arbeitete gegen ihren Plan, die Volljährigkeit Karl Eugens zu beschleunigen, statt, wie sie ihm den Antrag gemacht hatte, ihn zu befördern, worüber er auch bei der Herzoginn in Ungnade kam.

So wurde ihm sein Aufenthalt in Berlin auf mancherlei Art verbittert, doch verharrte er daselbst bis 1744, wo er mit der Volljährigkeits-Erklärung für Karl Eugen zurück kam und nun wieder in seine alte Wirksamkeit eintratt. Damals wurde gerade wegen Mömpelgard und der dazu gehörigen Herrschaft eifrig mit Frankreich unterhandelt. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Wirtenberg-Mömpelgard, Leopold Eberhard, nemlich, hatten dessen ungesetzmäßige Kinder den Besitz der Grafschaft angesprochen, und da sie beim Reichshofrath den Prozeß verloren, sich an Frankreich gewendet, das sich ihrer annahm und auf jene Herrschaften sogleich Beschlag legte (1723). Darüber gabs eine weitläufige Verhandlung, Frankreich hätte gar zu gerne die ganze, schöne Besitzung für sich gehabt, und während des östreichi-

E-694/9/6


1599

Wirtenbergiſcher Plutarch,

Lebensbeſchreibungen

berühmter

Wirtenberger.

Von

Karl Pfaff.

Doktor der Philoſophie, Konrektor am Pädagogium zu Eßlingen und Mitglied der Geſellſchaft zur Beförderung der Geſchichtskunde zu Freiburg im Breisgau.

Zweiter Theil.

Eßlingen,

im Verlag bei J. M. Seeger, Buchdrucker.

1852.

DD801
W62 P4
v. 2
~~Locked Stacks~~

Vorwort.

Dieser zweite Theil des wirtenbergischen Plutarchs hat die gleiche Bogenzahl und Einrichtung, wie der erste, auch hier hat der Verfasser die Quellen, so weit sie ihm zugänglich waren, namentlich auch die ungedruckten, getreulich benutzt, auch hier sind Lebensbeschreibungen nicht allein von Staatsmännern, sondern auch von Gelehrten gegeben worden. Vermißt man vielleicht einen und den andern Mann, den man hier oder gar im ersten Theil schon suchte, so muß bedacht werden, daß der Verfasser bei der Aufnahme der Lebensbeschreibungen sich hauptsächlich nach der Vollständigkeit seiner Quellen und Hülfsmittel richten und die Beschreibung des Lebens von Männern, wo ihm deren noch viele fehlen, verschieben muß.

Schließlich bittet er im erſten Theil p. 81. Linie 22. v. oben „und Gröningen", und Linie 24 v. o. „und die der Thumben von Neuburg" zu ſtreichen. p. 12. gehört zu den Worten Linie 1. v. o. „auf der Heidelberger Hochſchule" folgende Bemerkung: Nach Rauſchers handſchriftlichen Kollektaneen war Enzlin im Junius 1580 noch in Speier, wurde aber ſchon im November dieſes Jahrs zum Profeſſor in Heidelberg ernannt, hielt hier am 8. Dezember ſeine Einſtands-Rede, den Tag nachher ſeine erſte Vorleſung; im Auguſt 1585 kam er nach Tübingen.

Eßlingen im Julius 1832.

Karl Pfaff.

Johann Eberhard Georgii.

Zu den vielen Beispielen, wie Redlichkeit und Treue im Staatsdienste oft so schlecht belohnt werden, gehört auch Johann Eberhard Georgii, der Sohn des Vogts Georgii zu Urach, wo er den 21. Dezember 1694 das Licht der Welt erblickte. Seine Aeltern gaben ihm eine sorgfältige Erziehung und weckten vornemlich den religiösen Sinn des Knaben. Von der Schule seiner Vaterstadt aus kam er als Hospes in die Klosterschule zu Bebenhausen und gieng von da im Jahre 1710 nach Tübingen. Vier Jahre verweilte er hier, eifrig mit der Bildung seines Geistes beschäftigt; Philosophie, Geschichte, Staats- und Rechtswissenschaft waren die Hauptgegenstände seiner Studien, und allen widmete er sich mit ausgezeichnetem Fleiße. Von der Hochschule aus kam er zum Vogt Schmid in Backnang, um hier auch die, für seinen künftigen Beruf nöthigen, praktischen Fertigkeiten und Kenntnisse zu erlangen.

Bisher war sein Weg der gewöhnliche all der Jünglinge gewesen, welche sich seinem Stande widmeten, nun aber bot die Gunst des Schicksals ihm eine Gelegenheit an, sich auch in der Welt umzusehen, sich hier Gewandtheit und mancherlei Erfahrungen zu erwerben, die er weder auf der Hochschule, noch in der Schreibstube seines Vogtes hätte erlangen können.

Auf einer Reise über Ansbach und Wien wurde er zu Ende des Jahres 1715 mit dem Kommandeur des Regiments, Prinz von Lothringen, bekannt, dieser fand Wohlgefallen an dem jungen Mann und bot ihm die Stelle eines Auditors und Sekretärs an, welche Georgii auch nicht ausschlug. Sein Regiment lag in Garnison zu Neapel, und so hatte er nun Gelegenheit mit dem größten Theile von Italien schon unterwegs bekannt zu werden, aber er sollte auch noch Gegenden dieses Landes sehen, welche damals höchst selten der Fuß eines Reisenden betratt.

Denn der kühne Ehrgeiz des spanischen Ministers Alberoni hatte die kaum gedämpfte Flamme des Krieges aufs Neue entzündet, und auch Unteritalien wurde der Schauplatz desselben. Als 1717 die Spanier Neapel angreifen wollten, kam das Regiment Lothringen nach

Orbitello, und von da nach Kalabrien. Später wurde es dem Heere beigesellt, das zur Eroberung Siciliens bestimmt war, machte das Treffen bei Messina mit und mußte zu Milazzo eine viermonatliche Belagerung aushalten, bis der General Mercy es befreite. Jetzt wurde Georgii General-Auditor, und nach dem Abschluß des Friedens beauftragt, die Huldigung auf den Liparischen Inseln einzunehmen, worauf er eine Reise nach Livorno, Venedig, Mailand, in die Schweiz und nach Lothringen machte.

Doch nun erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande, er nahm zu Ende des Jahres 1721 seinen Abschied und kam nach Wirtenberg zurück, wo er als Regierungs-Rath mit einem Wartgeld von 150 Gulden angestellt wurde, im Jahre 1723 aber, nachdem er zu Mömpelgard die Huldigung für den Herzog eingenommen hatte, in den Genuß seiner vollen Besoldung tratt; 1735 zum Kammer-Prokurator, ein Jahr später aber zum Kammer-Direktor ernannt wurde.

Seegensreich war sein Wirken in diesen Aemtern, denn treu und redlich diente er seinem Fürsten und Vaterlande; durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit, durch die Gewandtheit und die mancherlei Erfahrungen, welche er in seiner frühern Laufbahn erworben hatte, leistete er ihnen die ersprießlichsten Dienste. Er sorgte eifrig für die Emporbringung des zerrütteten Kammerguts, der Gewerbe und des Handels; er gab die Veranlassung zu Gründung des Zucht- und Arbeits-Hauses in Ludwigsburg (1736) und brachte auch sonst manche guten Gesetze und Anstalten in Vorschlag. Er wurde zu mancherlei Sendungen in Staats-, Finanz- und Handels-Angelegenheiten nach der Pfalz, nach Baiern und Würzburg gebraucht, und vollbrachte sie größtentheils glücklich.

Auch Süß, welcher jetzt ans Ruder kam, hätte daher gerne den so brauchbaren Mann, den man in seinem Amte nicht leicht entbehren konnte, beibehalten, aber Georgii's unbestechliche Redlichkeit ließ sich nicht für seine Plane gewinnen. Unbesorgt, was daraus für ihn entstehen würde, nur seiner Pflicht eingedenk, legte er die schändlichen Betrügereien des Juden im Münzwesen dem Herzog offen vor Augen und — bekam darauf plötzlich seine Entlassung (d. 26. Dezember 1736).

Doch damit war die Rache des Juden noch nicht gesättigt, er wollte seinen Widersacher ganz verderben; einer seiner Spießgesellen, der Regierungs-Rath von Lamprechts mußte den abgesetzten Kammer-Direktor wegen ungetreuer Amtsführung verklagen und nun kam der Befehl, ehe diese untersucht sey, sollte sich Georgii nicht entfernen.

Dieser hatte zwar das beste Bewußtseyn, allein dennoch mußte er Schlimmes fürchten, denn es wäre das Erstemal nicht gewesen, daß

Süß mit seinen Helfershelfern durch niedrige Ränke, durch heillose Verfälschungen und schändliche List auch den redlichsten Mann als einen Verbrecher dargestellt hätte.

Aber der schnelle Tod des Herzogs rettete ihn, der Vormund Karl Eugens setzte ihn in seine Aemter wieder ein, die Anklage gegen ihn ward untersucht, er rein erfunden und nun Lamprechts zu einer Ehren-Erklärung verurtheilt, welche Georgii ihm großmüthig erließ.

Im Jahre 1738 wurde er zum Geheimen-Rath ernannt und arbeitete nun vereint mit Bilfinger, Hardenberg und den übrigen Mitgliedern der Vormundschaftlichen Regierung für Wirtenbergs Wohl. Als 1741 die Prinzen nach Berlin geschickt wurden, begleitete er sie dorthin, theils um die Oberaufsicht über ihre Erziehung zu führen, theils auch um die Angelegenheiten Wirtenbergs, welches sich damals näher an Preußen anschlos, in Berlin zu besorgen. Dieß war ein Posten, wozu viel Gewandtheit gehörte, denn die Vermittlung und Fürsprache Preußens war damals in so mancher, z. Thl. sehr wichtigen, Angelegenheit nöthig, und in Berlin mußte Vieles, was zu Stuttgart eingeleitet worden war, erst ausgemacht werden. Georgii mußte daher die Minister zu gewinnen suchen, was ziemlich Geld kostete, denn, wie er an Bilfinger schreibt, in Berlin war damals Nichts umsonst, als der Tod, jeder jagte dem andern einen Hasen in die Küche. Er mußte gegen fremde Umtriebe, wie gegen eine feindselige Parthei am preußischen Hofe selbst kämpfen, welche, in Verbindung mit der Herzoginn Wittwe und dem Bischoff von Würzburg, ihm eifrig entgegen wirkte, sogar seine Briefe und Berichte unterwegs auffieng, und ihm Alles, was sie konnte, zu Leid that. Denn er arbeitete gegen ihren Plan, die Volljährigkeit Karl Eugens zu beschleunigen, statt, wie sie ihm den Antrag gemacht hatte, ihn zu befördern, worüber er auch bei der Herzoginn in Ungnade kam.

So wurde ihm sein Aufenthalt in Berlin auf mancherlei Art verbittert, doch verharrte er daselbst bis 1744, wo er mit der Volljährigkeits-Erklärung für Karl Eugen zurück kam und nun wieder in seine alte Wirksamkeit eintratt. Damals wurde gerade wegen Mömpelgard und der dazu gehörigen Herrschaft eifrig mit Frankreich unterhandelt. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Wirtenberg-Mömpelgard, Leopold Eberhard, nemlich, hatten dessen ungesetzmäßige Kinder den Besitz der Grafschaft angesprochen, und da sie beim Reichshofrath den Prozeß verloren, sich an Frankreich gewendet, das sich ihrer annahm und auf jene Herrschaften sogleich Beschlag legte (1723). Darüber gabs eine weitläufige Verhandlung, Frankreich hätte gar zu gerne die ganze, schöne Besitzung für sich gehabt, und während des östreichi-

schen Erbfolgekriegs war ernstlich die Rede davon, Wirtenberg durch die vorderösterreichischen Lande dafür zu entschädigen, allein endlich mußte sich Frankreich damit begnügen, daß der Herzog von Wirtenberg, des langen Streitens müde, seine Oberherrlichkeit über diese Herrschaften anerkannte (d. 10. Mai 1718). Bei diesen Verhandlungen wurde Georgii viel gebraucht, und nahm auch, nachdem der Beschlag aufgehoben war, jene Herrschaften für den Herzog wieder in Besitz.

Im Jahre 1755 wurde er zum Konsistorial-Präsidenten ernannt, und jetzt eröffnete sich seiner Thätigkeit ein neuer Wirkungskreis, dem er sich von nun an auch vornemlich widmete.

Denn in der Staats-Verwaltung hatten sich indeß Veränderungen ereignet, welche einem Mann von Georgi's Charakter durchaus nicht gefallen konnten, ein Geist der Willkühr und Ungesetzmäßigkeit war, besonders durch den Grafen von Montmartin, eingeführt worden, man achtete weder die Verfassung, noch die alten Rechte und Gesetze des Landes, die Vorstellungen der Landstände wurden nicht gehört, die alten erprobten Diener des fürstlichen Hauses und des Herzogthums hintangesetzt — kurz, es war jene Periode in der Regierung Herzog Karl Eugens, die sich durch so manchen Gewaltschritt, so manchen Eingriff in die Rechte Wirtenbergs auszeichnet, welche endlich den langwührigen Rechtsstreit zwischen dem Fürsten und den Ständen herbeiführten, der 1770 sich mit dem Erbvergleich endigte.

Mit Schmerzen sah Georgii dem Treiben jener Zeit zu, und scheute sich nicht, seine Mißbilligung darüber zu äußern, nie gab er sich zum Werkzeuge der damaligen Gewalthaber her, und so erfuhr er zum Zweitenmal, was es heiße, den Haß solcher Leute sich zuziehen.

Montmartin hatte, um den herzoglichen Finanzen aufzuhelfen, einen neuen Steuerplan entworfen, der nun dem Geheimen Rath vorgelegt werden mußte. Der Minister kannte seine Leute und berief zu Berathung darüber zuerst blos die beiden jüngsten Geheimen-Räthe, Volgstädt und Renz den Jüngern, welche nach einigen Bedenklichkeiten den Plan annahmen. Jetzt erst wurde die Sache in voller Sitzung des Geheimen-Raths vorgetragen, aber hier wollten Georgii und der ältere Renz ihre Einwilligung dazu nicht geben, und wurden deßwegen ihrer Aemter entlassen (1764). Georgii behielt 1000 Gulden Gehalt, welcher aber bald auf die Hälfte herabgesetzt wurde.

Er ertrug diesen Unfall mit standhaftem, freudigem Muthe, denn sein Gewissen erklärte ihn für vorwurfsfrei und unschuldig, die öffentliche Stimme aber sprach sich entschieden für ihn aus, er und sein Amtsgenosse wurden als Märtyrer ihrer Pflicht betrachtet, und die Hochachtung aller wackern Bürger Wirtenbergs entschädigte sie reichlich für die Ungnade des Herzogs.

Karl Eugen selbst erkannte sein Unrecht bald, im Jahre 1766 bot er Georgii'n die Wiedereinsetzung in all seine vorigen Aemter an. Dieser aber schlug sie aus, er hatte zu viel Erfahrungen über die Unbeständigkeit der Fürsten-Gunst, über den täuschenden Schimmer hoher Würden gemacht, als daß er sich hätte in seine frühere Lage zurück wünschen sollen. Er wollte den Schluß seines Lebens in Ruhe zubringen, seine Blicke, der Erde abgewendet, waren auf das Jenseits gerichtet, und in der Beschäftigung mit den Wissenschaften, mit der Geschichte vornemlich, mit der Naturkunde und der klassischen Litteratur, in einem ausgebreiteten freundschaftlichen Briefwechsel und in der Erziehung seiner hoffnungsvollen Enkel, welche neben seinem Zimmer wohnten, lernten und schliefen, suchte er seine Erhohlung, suchte er eine Ruhe, welche er im Geräusche des Staatslebens so lange hatte entbehren müssen. So verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens, bis der Tod ihn den 20. Junius 1772 von der Erde abrief.

Ein Grundzug in dem Charakter dieses Mannes war tiefe Achtung und lebendiges Gefühl für die Religion, welche ihm in der frühesten Jugend schon eingeprägt, durch sein ganzes Leben ihn begleiteten, und auf so manchen mißlichen Pfaden sicher leiteten, so oft seine Tröster, und in den letzten Jahren seine vornehmste Unterhaltung waren. Daraus entsprang seine unwandelbare Rechtlichkeit, seine gewissenhafte Amtstreue, sein tiefes Pflichtgefühl, sein Muth und seine Heiterkeit auch im Mißgeschick. Eine gut angewandte Jugendzeit hatte ihn reich mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, seine Reisen, und der Umgang mit so verschiedenartigen Menschen ihm Gewandtheit und Vielseitigkeit gegeben, ohne das Eigenthümliche seines Charakters zu verwischen; auch brachte er aus Italien neben der Neigung für die Naturwissenschaften eine rege Vorliebe für das klassische Alterthum und für die schönen Künste mit. Neben Bilfingern, Gemmingen und andern Männern dieser Art wird der Freund des Vaterlandes auch seinen Namen immer mit Liebe und Achtung nennen.

Quellen: Handschriftliche Aufsätze und der Briefwechsel Bilfingers und Georgii's.

Andreas Adam Hochstetter.

Die Familie, aus welcher Hochstetter entsprossen war, ist an Männern, die zu hohen geistlichen Würden gelangten, nicht arm, sie zählt allein 10 Prälaten, und unter diesen mehrere sehr gelehrte, auch im Auslande rühmlich bekannte Männer, der gelehrteste von allen aber ist unstreitig Andreas Adam Hochstetter, geboren den 13. Julius 1668 in Tübingen, wo sein Vater damals Diakonus war.

Den religiösen Sinn in ihm zu erwecken und zu stärken war die vornehmste Sorge seiner frommen Aeltern, den ersten Sprachunterricht erhielt er in Böblingen, wohin sein Vater 1672 als Spezialsuperattendent versetzt wurde, bis er mit diesem 1678 nach Tübingen, wo der Vater das Amt eines Professors der Philosophie antratt, zurückkehrte. Hier unterbrach die schönen Fortschritte, welche er machte, plötzlich ein unglückliches Ereigniß; Hochstetter stürzte in einen Sumpf, wurde mit Mühe gerettet, und bekam so heftige Krämpfe, daß sie eine Zeitlang aller Kunst der Aerzte widerstanden. Kaum genesen, suchte er durch verdoppelten Eifer das Versäumte zu ersetzen und wurde nun in die Klosterschule zu Maulbronn aufgenommen, wo sein Vater 1682 die Prälaten-Würde erhielt. Hier genoß er neben dessen Unterricht auch den Christoph Zellers, vornemlich in der Geschichte, in der lateinischen und den morgenländischen Sprachen. Er tratt alsdann ins Theologische Stift zu Tübingen über, wo er sich durch seine Sittlichkeit eben so sehr als durch seinen Fleiß auszeichnete, und unter 27 Kandidaten zur Magisterwürde den ersten Platz erhielt. Jetzt widmete er sich aufs Eifrigste der Theologie und that sich darinn so sehr hervor, daß ihn 1688 der Herzog-Vormünder, Friderich Karl, mit sechs andern Stipendiaten auf Staatskosten ins Ausland schickte.

Die Reise gieng über Strasburg, Basel, Zürch und Ulm nach Franken, Ober- und Nieder-Sachsen, von da durch Ost- und West-Friesland nach Holland, wo die Reisenden in Rotterdam den Herzog Karl Rudolph von Wirtenberg antrafen, welcher eben im Begriffe *war, auf* einem holländischen Linienschiffe nach England zu fahren und *nun auch sie mitnahm* (1690),

Hochstetter hatte sich nach dem Rathe des berühmten Burtorf in Basel besonders das Studium der morgenländischen Sprachen, und vor Allem der rabbinischen Litteratur zum Zwecke gemacht, er hörte darüber Wagenseil in Altorf, Christiani in Leipzig und den Juden Isaak Abendaan in Oxford. Daneben aber wohnte er auch den theologischen Vorlesungen Schmids, Fausts und Zentgrafs in Strasburg, Carpzovs, Seeligmanns, Rechenbergs und Ittigs in Leipzig, Schurzfleischs, Dascovs und Deutschmanns in Wittenberg, nebst seinen Genossen, fleißig bei. Er fand vornemlich zu Dresden bei Spener, dem alten Freunde seines Vaters, eine sehr liebreiche Aufnahme, und zog aus den frommen und gelehrten Gesprächen dieses Mannes den größten Nutzen. In England erlernte er die Landessprache, und erwarb sich darinn eine solche Fertigkeit, daß er mehrere englischen Schriften ins Lateinische übersetzte. Zugleich versäumte er nirgends die kirchlichen, litterarischen und andern Anstalten und Merkwürdigkeiten aufmerksam zu betrachten; der größte Gewinn aber von seiner Reise war für ihn die Bekanntschaft mit einer Menge gelehrter Männer, mit welchen er nachher, zum Theil bis an seinen Tod, im Briefwechsel stand. Ausser den schon genannten waren es: in Nürnberg Feuerlein, in Altorf Fabricius und Wegleiter, in Jena Weigel, Schmid und Sagittarius, in Halle Baier und Göz, in Leipzig Menken, in Niedersachsen Calixtus, Lütken, Fabricius, Lipen, Gerdes, Pfeiffer, Winkler, Edzard, Eggeling, in Holland Vitringa, Perizonius, Witsius, Grävius, Gronov, Limbach, Wetstein und Bayle, in England Newton, Dodwell, Cave, Burnet, Pocok, Barter, Boyle, Spencer, Hyde u. s. w., welche er Theils in London, Theils zu Oxford und Cambridge kennen lernte.

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er zum Diakonus an der Stiftskirche in Tübingen ernannt (1690), und hielt auch Privat-Vorlesungen über einzelne Theile der Theologie. Im Jahre 1697 wählte ihn der akademische Senat zum Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wobei er seine frühere Stelle noch 2 Jahre lang beibehielt. Von 1702 bis 1705 verwaltete er hierauf das Amt eines Professors der Moral, und machte sich hier durch sein Collegium Puffendorfianum, welchem selbst Leibniz das Zeugniß großer Gelehrsamkeit gab, wie durch seine Abhandlung über die Strafen bekannt. Aus der philosophischen tratt Hochstetter 1705 in die theologische Fakultät über, zuerst als Abendprediger, Superattendent des Stifts und ausserordentlicher (1705), dann als ordentlicher Professor, Specialsuperintendent und Stadt-Pfarrer (1707). Hier hörte ihn Herzog Eberhard Ludwig mehrmals predigen und fand an seinem Vortrage so großes Wohlgefallen, daß er ihn als Hofprediger und Konsistorial-Rath nach Stuttgart berief. Hochstetter wollte diese Stelle nicht annehmen, weil er

sich ihr nicht gewachsen fühle, doch der Herzog erklärte, er hoffe ihn und mit ihm in den Himmel zu kommen, und nun gehorchte er diesem Rufe (1711). Aber er war zu gewissenhaft und zu freimüthig, als daß er damals, wo des Herzogs unglückliche Verhältnisse zu der bekannten Grävenitz schon angefangen hatten, sich lange am Hofe hätte halten können. Schon 1714 kehrte er in seine vorige Stelle zurück, behielt jedoch seine Würde als Abt von Sankt Georgen.

In den letzten drei Jahren seines Lebens hatte er viel mit Krankheiten zu kämpfen, im August 1716 aber befiel ihn ein so heftiger Husten, daß man öfters glaubte, er müsse ersticken, dennoch versah er sein Amt noch so lange er konnte, und predigte am Osterfest 1717 zum Letztenmale. Von da an aber wurde es sichtlich schlimmer mit ihm, und er starb den 26. April 1717. Allgemein war die Trauer über seinen Tod, während seiner Krankheit erhielte er Besuche von Personen aus allen Ständen und selbst von entlegenen Orten; in Stuttgart und Tübingen aber stellte man in vielen Häusern Betstunden an, um seine Genesung zu erflehen.

Denn er war als Seelsorger und Prediger sehr ausgezeichnet, und hatte einen zum Herzen dringenden, tief ergreifenden Vortrag, wie auch die Erbauungsschriften, welche er verfaßte (Christliche Anweisung zur heilsamen Betrachtung und Ausübung des Leidens und Sterbens unsers Herrn Jesu Christi u. s. w.) zeigen. Bei all seiner Frömmigkeit aber war er frei von Verfolgungs-Geist, wie er vornemlich als Kommissär bei der Untersuchung der Separatisten in Calw bewies. Sein Lebenswandel war von hoher Reinheit, seine Herzensgüte sehr groß, Heuchelei und Verstellung ihm fremd. Er gehörte unter die vorzüglichsten Lehrer seiner Zeit, und machte sich um die religiöse Bildung der Jugend, besonders durch seine Katechisationen verdient, die er nicht nur in der Kirche, sondern auch zu Hause hielt. Seine Gelehrsamkeit war gründlich und ausgebreitet, in der Theologie wie in der Philosophie, in den lebenden sowohl als in den todten Sprachen, wovon seine Schriften, meist Abhandlungen von kleinem Umfang, und seinen vielen theologischen Bedenken ein klares Zeugniß ablegen. Daher genoß er auch im Ausland eines großen Rufes, und erhielt mehrmals von da Anträge zu wichtigen Aemtern, welche er aber aus Vaterlandsliebe alle ablehnte. Im Jahre 1690 heurathete er Regine Barbara, die Tochter des Professors Elias Cammerer, welche den 5. März 1707 starb. Von den 8 Kindern dieser Ehe lebten bei des Vaters Tode noch 4, ein Sohn und drei Töchter.

Quellen: Mosers erläutertes Wirtenberg, Thl. I. p. 233 ff. Lebensbeschreibungen berühmter Wirtenberger, p. 164. Böck, p. 143 und handschriftliche Briefe von seinen Reisen.

Gottfried Hoffmann.

Nicht minder häufig als der Namen Hochstetter kommt auch der Namen Hoffmann in unserer wirtenbergischen Kirchengeschichte vor, und unter den Männern dieses Namens nimmt Gottfried Hoffmann eine der ersten Stellen ein.

Er kam zur Welt den 15. May 1669 in Stuttgart, wo sein Vater das Amt eines Konsistorial-Sekretärs und Expeditions-Raths bekleidete, und besuchte die Schule seiner Vaterstadt, wo er durch schnelle, glückliche Fortschritte in den verschiedenen Fächern des Unterrichts sich auszeichnete. Die Musik war seine Lieblingsbeschäftigung und die, frühzeitig in ihr erlangte, Fertigkeit bewirkte, daß er schon im zwölften Jahre ins theologische Stift zu Tübingen aufgenommen wurde.

Mit unermüdetem Fleiße legte er sich hier auf die Sprachkunde und Philosophie, wurde 1685 Magister, studirte hierauf mit gleichem Eifer die Theologie und machte (1688) die, schon in Hochstetters Lebensbeschreibung erwähnte, Reise mit, kehrte aber von England nicht geradezu ins Vaterland zurück, sondern besuchte 1691 noch zuvor Wolfenbüttel, Helmstädt, Braunschweig, Halle, Augsburg und Ulm, wo er ebenfalls mehrere gelehrten Männer, einen Maier, Olearius, Schröder, Müller, Veiel u. s. w. kennen lernte. Im Jahre 1692 wurde er Diakonus an der Sankt-Leonhards-Kirche in Stuttgart, Prediger und Beichtvater der verwittweten Herzoginn Sibylla. Die gegen die Separatisten verhängte Untersuchung, an welcher auch er Theil nahm, gab ihm damals Veranlassung zu seiner werthvollen „Prüfung des einreissenden Separatismus und Widerlegung des Traktats: Probierstein der wahren Kindertaufe," welche er auf Befehl des Synodus herausgab (1707). Von Stuttgart kam er 1707 als Professor der Logik und Metaphysik und außerordentlicher Lehrer der Theologie nach Tübingen, wo er neben seinen öffentlichen Vorlesungen auch noch über verschiedene Theile der Gottesgelehrtheit Vorträge hielt, und mehrere Abhandlungen theologisch-philosophischen Innhalts herausgab.

Im Jahre 1716 erhielt er die Stelle eines vierten ordentlichen Professors der Theologie, Abendpredigers und Ephorus des Stifts, welche er fünf Jahre früher abgelehnt hatte, und ein Jahr später die

theologische Doktors-Würde, wurde hierauf 1720 Dekan der Stifts-Kirche und erster Superattendent des theologischen Stifts. Heftige Steinschmerzen quälten ihn in den letzten Zeiten seines Lebens so sehr, daß er zuletzt fast nimmer das Bett verlassen konnte, den Gebrauch der Glieder und der Stimme verlor, und da Krämpfe, erschwertes Athemholen und heftige Hize hinzu kamen, den 8. Dezember 1728 starb.

Er war zweimal verheurathet, mit Susanna Dorothea Baur (1692, gest. 1699) und mit Anna Margarethe Zorer (1700, gest. 1727); von 17 Kindern dieser beiden Ehen überlebten den Vater neun, sechs Söhne und drei Töchter.

Schon das Aeussere von Hoffmann war empfehlend, sein Gesicht schön und von blühender Farbe, seine Gestalt ansehnlich und ehrfurchtgebietend. Er besaß einen durchdringenden Verstand, scharfe Urtheilskraft und ausgebreitete Gelehrsamkeit. Als Lehrer rühmte man von ihm den klaren, überzeugenden Vortrag und die gründliche Beweißführung. Seine Amtsgenossen lobten seine treuherzige Freundlichkeit, seine Verträglichkeit und Schweigsamkeit, die Studenten seine Dienstfertigkeit und die Freigebigkeit, womit er die ärmeren von ihnen unterstützte, die Stipendiaten aber liebten und ehrten ihn wie ihren Vater. Seine Predigten zeichneten sich durch Kraft und Fülle, durch Salbung und Erbaulichkeit aus, seine Schriften durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit. Die vornehmsten von ihnen sind die Synopsis Theologiae puioris dogmaticae (1720), die Commentatio synoptica in Augustanam Confessionem ceterosque Ecclesiae nostratis libros Symbolicos (1727), seine Beicht- und Kommunion-Andachten (1707) und seine Abhandlungen gegen den Schweizer Hottinger, gegen die Irrthümer der katholischen Kirche in verschiedenen Glaubenslehren, und gegen die Arminianer. Er hatte auch Theil an der 1704 zu Stuttgart herausgekommenen Bibel-Ausgabe und an den Anmerkungen zu Hedingers Neuem Testament.

Quellen: Mosers erläutertes Wirtenberg, Thl. II. p. 207 ff. Böcks, p. 144 und handschriftliche Briefe von seiner Reise.

Rudolph Jakob Cammerer.

Seit dem sechszehnten Jahrhunderte tratt auch in Tübingen an die Stelle der scholastisch-spitzfündigen Medicin des Mittelalters eine bessere, auf Erfahrung und tiefere Kenntniß der Naturgeschichte gegründete Arzneikunde, und erhob sich zu immer schönerer Blüthe. Unter den Männern, welche hierzu vornemlich beitrugen, nehmen Elias Rudolph Cammerer und sein Sohn Rudolph Jakob Cammerer eine der ersten Stellen ein.

Der letztere war den 17. Februar 1665 zu Tübingen geboren, wo sein Vater die Arzneikunde lehrte, und stammte aus einer, ursprünglich zu Reutlingen ansäßigen, Familie. Ausgezeichnete Naturanlagen kamen dem Fleiße seiner Lehrer zu Hülfe und schon 1677, am ersten Jubelfeste der Hochschule, wurde er unter die Studirenden aufgenommen. Sprachkunde, Philosophie, Mathematik und die Naturwissenschaften machten jetzt den Hauptgegenstand seiner Studien aus, und bald lieferte er auch öffentliche Proben seiner Fortschritte in diesen Fächern, eine zierliche lateinische Rede über die Geburt Christi und 50 Sätze aus der Geometrie, Sternkunde und Naturlehre, wurde 1679 Bacalaureus, 1682 aber Magister der Philosophie, wobei er beidemale unter seinen Genossen die erste Stelle einnahm.

Hierauf widmete er sich der Arzneikunde, wobei ihn sein Vater durch Lehre und Beispiel antrieb. Er besuchte nicht allein fleißig die medizinischen Vorlesungen, sondern wohnte auch eifrig und aufmerksam den Berathschlagungen über Krankheiten, den chirurgischen Verrichtungen, dem Anatomiren und den scheidekünstlerischen Versuchen seines Vaters und der Amtsgenossen desselben bei; seine Musestunden aber benutzte er zu der Erlernung der französischen und italienischen Sprache.

Denn sein Vater wußte wohl, wie nöthig für den künftigen Arzt es sey, durch Reisen sich noch weiter auszubilden, und sobald daher sein Sohn den Studienlauf in Tübingen vollendet hatte, schickte er ihn fort. Zuerst gieng Cammerer über Ulm, Memmingen, Kempten nach Tyrol, wo er die Bergwerke besuchte, und kehrte über München und Augsburg, wo er den dasigen Arzt, Lucas Schröck, den Präsiden-

ten der damals berühmten kaiserlichen Akademie der Naturforscher (Academia Naturae Curiosorum) kennen lernte, zurück. Sein Vater war unterm Namen Hector ebenfalls Mitglied dieser Gesellschaft, welche später auch ihn, als Hector den Zweiten, in ihre Mitte aufnahm (1688). Die zweite Reise gieng nach Franken, und überall suchte Cammerer auch hier die berühmtesten Gelehrten auf. Größer war die dritte, wo er über Frankfurt, Heidelberg und Gießen in die Bäder am Taunusgebirge reiste, dann über Mainz und Cölln sich in die Niederlande begab und sich besonders zu Amsterdam, Delft und Leiden längere Zeit aufhielt. Hier benützte er aufs Getreulichste den Umgang eines Ruysch, Muschenbröck, Leuwenhök, Marggraf und andern ausgezeichneten Aerzte und Naturforscher, und besuchte zugleich fleißig die trefflichen Spitäler, botänischen Gärten, Laboratorien und andere Anstalten jener Städte. Hierauf schiffte er nach London, und von da nach Paris, wo er mit gleichem Eifer gelehrte, öffentliche und Privat-Anstalten besuchte, mit Boyle, Hook, Marschall, Pelletier, Moreau, Emery, Malebranche u. s. w. Bekanntschaft machte. Weiter gieng die Reise durch die Lombardei nach Venedig und von da nach Rom und Neapel, worauf er 1687 über die Schweiz nach Hause zurück kehrte, mit einem trefflichen Schatze von Erfahrungen und Beobachtungen bereichert.

Nun erhielt er aus der Hand seines Vaters den medicinischen Doktorshut, nachdem er eine, mit viel Beifall aufgenommene, Abhandlung (De tensione Cordis Lipothymiae causa) geschrieben hatte, wurde 1688 außerordentlicher Professor der Arzneikunde und Aufseher des botanischen Gartens, 1689 aber ordentlicher Professor der Naturlehre, und 1695 an seines Vaters Stelle der Arzneikunde.

Schon hatte er damals seinen Namen in Teutschland berühmt gemacht durch den Brief über das Geschlecht der Pflanzen (Epistola de sexu plantarum ad M. B. Valentinum Tubingae 1694) ein, nach des großen Börhaves Zeugniß, sehr zierlich und schön geschriebenes, gelehrtes Werk, worinn er, auf fremde und eigene Beobachtungen sich gründend, die Grundzüge des, von Linné später hin weiter ausgeführten, Sexual-Systems mit vielem Scharfsinn darlegte, und die Art der Befruchtung bei den Pflanzen zeigte.

Drei und dreißig Jahre lang wirkte er als Lehrer seegensreich zu zu Tübingen, und lieferte viele trefflichen Schüler. Sein Amt versah er mit gewissenhafter Treue, sein Vortrag war verständlich und

lehrreich. Viermal war er Rector der Hochschule, einmal verwaltete er das Amt eines ebersten Deputirten, das Dekanat seiner Fakultät führte er drei und zwanzigmal; auch stand er dem Hochmannischen und Martinianer Kollegium längere Zeit getreulich vor.

Zugleich hatte er als Arzt eine ausgebreitete Praxis, und auch in diesem Berufe war er unermüdlich, gewissenhaft, vorsichtig, weder all zu furchtsam noch auch zu unbesonnen, und erwarb sich dadurch einen großen Ruhm.

Nicht weniger geschah dieß durch seine Schriften, obwohl diese nur aus Abhandlungen von geringerem Umfang bestanden, deren über 60 im Drück erschienen, noch manche andern in Handschrift von ihm zurückgelassen wurden, namentlich seine medizinischen und mteorologischen Tagebücher, welche er 35 Jahre lang fortsezte. Von seinen gedruckten Schriften ist der größten Theil medizinischen Innhalts, einige aber betreffen die Naturlehre und Geschichte, namentlich die Wirtenbergische (Diss. de balneo Blasiano 1718.), von welcher er auch in einer ungedruckten Rede (De autarcia Patriae) handelte, wo er die Reichthümer, welche Wirtenberg in allen drei Naturreichen auf zu zählen habe, anführte.

Er genoß von Jugend auf eine feste Gesundheit, bis 1706 eine schwere Krankheit ihn an den Rand des Grabes brachte; zwar erhohlte er sich wieder, und überstand ebenso 1716 einen neuen Anfall glücklich. Doch seitdem blieb er kränklich, und erhielt sich blos durch eine sehr sorgfältige Lebens-Ordnung, später aber befiel ihn ein heftiger Blutsturz und seit dem zehrte er aus, und kam das letzte halbe Jahr seines Lebens nicht mehr aus dem Zimmer; mit standhafter Fassung sah er dem Tode entgegen, legte sich den 9 September 1721, und starb 2 Tage später im Kreise der Seinigen.

Cammerer besaß eine ungeheuchelte Frömmigkeit, und ein ernstes Vertrauen auf Gott, neben der heiligen Schrift las er gern und häufig die Schriften Johann Valentin Andreäs und Johann Gerhards. Er war geduldig, demüthig, aufrichtig, wahrheitsliebend, freigebig, sanft und gefällig im Umgang, und sehr dienstfertig. Seine Gattin war Christine Magdalene die Tochter Johann Grafft's, der als Abt zu Alpirspach starb; sie überlebte ihren Gatten um sechsthalb Jahre. Aus seiner Ehe mit ihr entsprossen zehn Kinder, von denen aber bei des VatersTode nur noch vier am Leben waren, nemlich zwei Töchter: Regine Magdalene und Agnes Christiane, und zwei Söhne: Alexan-

der und Heinrich. Zu diesen Kindern hegte er eine große Liebe, er hatte sie, so oft es sich thun ließ, um sich, unterrichtete sie selbst und gab ihnen gute Lehren.

Quellen: Mosers erläutertes Wirtenberg, Thl. I. p. 266 ff. Pregizers gottgeheiligte Poesien, Jahrgang 1719. 1720. 1721. Böcks Geschichte u. s. w. p. 160. Eisenbachs Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen, p. 311 ff.

Martin Cruſius.

Was unermüdlicher Fleiß, wenn ihn die Gaben der Natur unterſtützen, vermöge, das zeigt der Mann, deſſen Leben wir jetzt beſchreiben wollen, der faſt ein halbes Jahrhundert die Zierde der Tübinger Hochſchule war und deſſen Ruhm ſich auch außer Teutſchland in dem höchſten Norden und in dem äußerſten Oſten Europas verbreitete.

Martin Kraus, oder wie er ſich, nach einer bei den Gelehrten der damaligen Zeit ſehr gewöhnlichen Sitte ſeinen Namen lateiniſch geſtaltend, nannte, Cruſius, wurde den 19 September 1526 zu Grebern im Bisthum Bamberg geboren. Den erſten Unterricht ertheilte ihm ſein Vater, damals Geiſtlicher daſelbſt, ein frommer Mann, den aber die Misgunſt des Geſchickes ſchwer verfolgte und häufig ſeinen Aufenthaltsort zu ändern zwang. So kam er auch ins Ulmiſche Gebiet und ſchickte nun ſeinen Sohn in die lateiniſche Lehranſtalt zu Ulm, welche durch ihren trefflichen Rektor, Gregor Leonhard, Reuchlins Schüler, zu großer Blüthe gelangt war (1539).

Cruſius war damals ein ſchwächlicher ſtiller Knabe, ſo mager und bleich von Ausſehen, daß ſeine Genoſſen ihn nur den „Todtenſchädel“ nannten, aber voll Lernbegierde und ſo unermüdet fleißig, daß er in Kurzem ſeine Mitſchüler nicht nur einholte, ſondern ſogar übertraf. Einen glänzenden Beweiß ſeines Wiſſens gab er bei einer öffentlichen Prüfung in der griechiſchen Sprache, wo er jede Frage ſo richtig zu beantworten wußte, daß ſein Lehrer, zu den anweſenden Rathsherrn ſich wendend, ſagte: Wo ich dieß Faß auch anſteche, fließt Wein heraus! Eine jährliche Unterſtützung von 15 Gulden, welche der Rath in Ulm ihm ſeiner ausgezeichneten Kenntniſſe wegen bewilligte, ermunterte ihn zu noch größerem Fleiß und da er 1545, ebenfalls auf Koſten der Stadt Ulm, zur Vollendung ſeiner Studien nach Straßburg geſchickt wurde, erlangte er auch hier bald den erſten Platz unter ſeinen

Mitschülern. Vornemlich war es die griechische Sprache, die ihn schon damals so sehr anzog, daß er die klassischen Schriftsteller des alten Hellas mit dem größten Eifer studirte, und 1557, in Anwesenheit der angesehensten und gelehrtesten Männer in Strasburg, mit großem Beifall eine griechische Rede hielt. Dabei aber besuchte er nicht weniger fleissig die Unterrichtsstunden in der hebräischen Sprache, in der Rhetorik, Mathematik, Philosophie und Theologie, und erwarb sich hiedurch die Achtung und Liebe seiner Lehrer.

Einer von diesen, Johann Sturm, verschaffte ihm daher auch eine Stelle als Hofmeister und Lehrer bei zwei jungen Edelleuten von Werthern, aus Thüringen, und die, hiezu nöthige, Erlaubniß vom Rath zu Ulm, vier Jahre in dieser Stelle bleiben zu dürfen (1551). Denn er sollte diese Jünglinge auf ihren Reisen begleiten, was aber, wegen der damaligen Kriegs-Unruhen, unterblieb. Er begleitete daher seine Zöglinge blos nach Tübingen, wo er ebenfalls die Vorlesungen fleißig besuchte, und gieng, als die ihm vergönnte Zeitfrist vorüber war, nach Ulm, um, seiner Verpflichtung gemäß, dieser Stadt seine Dienste anzubieten. Weil er aber sich dem Interim, welches damals auch zu Ulm eingeführt war, nicht fügen wollte, so erhielt er den Bescheid: Es sey jetzt für ihn Nichts zu machen, er sollte gehen, wohin er wolle. Zugleich wurde er jedoch auch von all seiner Verpflichtung gegen die Stadt, durch eine förmliche Urkunde, losgesprochen und verließ nun Ulm, um sich zu seinen Aeltern zu begeben. Aber kurz nachher gieng er zu seinen ehmaligen Zöglingen nach Straßburg zurück, und lernte nun eifrig Italienisch, um sie auf einer Reise nach Wälschland zu begleiten. Eh es jedoch zu dieser Reise kam, erhielt Crusius einen Ruf als Schul-Rektor nach Memmingen (1554), den er dem längern Verweilen bei den Herrn von Werthern sowohl als dem Antrag einiger Ulmischen Patrizier, ihre Söhne nach Tübingen zu begleiten, desto gerner vorzog, weil er, wegen des kurz zuvor erfolgten Todes seines Vaters, nun auch für seine Mutter zu sorgen hatte. Diese führte ihm sein Hauswesen, und er konnte nun auch junge Leute in Kost und Unterricht (um 30 Gulden jährlich) aufnehmen. Treu und eifrig erfüllte Crusius die Pflichten seines neuen Berufs, und brachte bald die, ihm anvertraute, Schule zu schöner Blüthe. Daneben aber fuhr er auch immer noch fort, für sich zu studiren, namentlich erlernte er mit vielem Fleiße damals die französische Sprache.

Lange blieb jedoch Crusius nicht in Memmingen, nach fünfthalb

Jahren schon betrat er den größern Schauplatz seiner unermüdeten Thätigkeit, auf dem er von da an bis an sein Lebens-Ende mit so viel Erfolg und Ruhm wirksam war.

Im Jahre 1559 begleitete er einen ehmaligen Schüler, auf Bitten der Aeltern, nach Tübingen. Hier war gerade die Stelle eines Lehrers der griechischen und lateinischen Sprache erledigt, und natürlich fiel es mehreren Professoren sogleich ein, daß für dieses Amt nicht leicht ein tüchtigerer würde gefunden werden können, als der eben anwesende Crusius. Da dieser die Stelle nicht ausschlug, schrieb D. Nikolaus Varenbüler deßwegen an den Kanzler Feßler. Die Antwort fiel günstig aus, Crusius erhielt nicht nur die erledigte Stelle, sondern wurde auch zum Aufseher und Lehrer einiger adelichen Jünglinge ernannt, welche damals sich des Studirens wegen auf fürstliche Kosten in Tübingen aufhielten; er wohnte mit ihnen im ehmaligen Barfüsser-Kloster, und verließ diese Wohnung erst 1571, als er diese Stelle aufgab. Am 21. August 1559 hielt er seine erste, am 14. Februar 1607 seine letzte Vorlesung, und da er bis in sein hohes Alter höchst selten eine Stunde aussetzte, so überstieg die Zahl seiner Vorlesungen im Ganzen die Summe von 20,000. Er erklärte eine Menge lateinischer und griechischer Schriftsteller, Dichter sowohl als Prosaiker, mit großem Beifall, so daß bei seinen Vorlesungen über den Homer der Hörsaal, weil er die Zahl der Zuhörer nicht faßte, vergrößert werden mußte, woher er auch den Namen des Homerischen Hörsaals erhielt. Die Menge seiner Schüler überhaupt war sehr groß, viele derselben gelangten später zu hohen Würden, oder machten sich als Gelehrte bekannt, und im Jahre 1603 konnte sich Crusius rühmen, daß, ausser den Professoren Varenbüler, Halbritter und Bocer, alle seine Amtsgenossen bei der Universität seine ehmaligen Schüler seyen. Nicht ohne Grund aber erhielten seine Vorlesungen so großen Beifall, denn er war als Erklärer der alten Schriftsteller ausgezeichnet. Gewöhnlich schickte er eine Einleitung voraus, die den Schriftsteller selbst, sein Werk, seine Schreibart u. s. w. betraff, dann folgte eine ausführliche, gut geordnete Inhalts-Anzeige und zuletzt kam die Erklärung der Schrift selbst in philosophischer, rhetorischer und grammatischer Hinsicht. Seit dem Jahre 1560 leitete er auch die Stylübungen der Kandidaten der Magisterwürde, und ließ sie, was bisher unerhört war, nicht in der lateinischen nur, sondern auch in der griechischen, hebräischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache, und zwar in

gebundener sowohl als ungebundener Rede, Aufsätze verfertigen. Eine Zeitlang versah er auch den Unterricht in der Rhetorik und Poetik, und hatte viele Jahre hiedurch eine beträchtliche Anzahl von Kostgängern. Daneben aber besuchte er selbst auch die Vorlesungen Schegks über die Philosophie und Lieblers über die Physik.

Als im Jahre 1566 die Pest in Tübingen wüthete, machte Crusius eine Reise nach Freiburg und Basel, wo er sehr ehrenvoll aufgenommen wurde, und gieng von da im Januar 1567 nach Eßlingen, wo sich der Pest wegen damals die Universität aufhielt. Nachher mußte, ebenfalls wegen ansteckender Krankheiten, Crusius Tübingen noch zweimal mit der Universität verlassen, das erstemal zog man wiederum nach Eßlingen (1571), das zweitemal nach Herrenberg und Calw, von wo aus Crusius das Wildbad besuchte.

Ein Amt, wie Crusius es verwaltete, wo neben zahlreichen Vorlesungen, deren er öfters täglich drei hielt, noch so manche andere Geschäfte vorkamen, hätte viele mehr als genug beschäftigt, nicht so den, von früher Jugend auf an rastloses Arbeiten gewöhnten, Mann. Dieser gewann dabei noch Zeit zu mancherlei anderen Beschäftigungen, er verfaßte eine nicht geringe Anzahl von Schriften und führte einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel nicht nur durch Teutschland, sondern auch durch den größern Theil Europa's, selbst bis nach Asien und Afrika; und selten vergieng ein Tag, wo er nicht einen Brief schrieb oder einen erhielt.

Besonders stand er eine Zeitlang in lebhaftem Verkehr mit den Griechen in Konstantinopel und in andern Theilen des türkischen Reichs, was ihm auch Gelegenheit verschaffte, die neugriechische Sprache zu erlernen, welche dann er zuerst im Abendlande bekannt machte. Veranlassung zu diesem Verkehr gab die Reise eines jungen Wirtenbergischen Theologen, Stephan Gerlachs, als Prediger des östreichischen Gesandten David Ungnads von Sonnegk, nach Konstantinopel (1575). Bei dieser Gelegenheit nemlich schrieb Crusius an den griechischen Patriarchen daselbst und so entspann sich ein Briefwechsel, an dem nun auch die Wirtenbergischen Theologen Theil nahmen. Damals war von Nichts Geringerem die Rede, als die Griechisch-Katholischen Christen zu einer Vereinigung mit den Protestanten zu veranlassen. Daher wurden auch griechische Uebersetzungen des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses von Paul Dolscius, des Lehrbuchs der Dogmatik von Heerbrand und etlich anderer theologischen Schriften, welche Crusius ins Griechische übergetragen hatte, nach Konstantinopel geschickt. Man faßte die besten Hoffnungen, die Katholiken geriethen in große Angst und wandten alles Mögliche an, um die angefangenen Verhandlungen zu stören, aber sie hörten endlich 1581 von selbst auf, ohne daß die gewünschte Vereinigung zu Stande gekommen

wäre, da man wohl über einige, nicht aber über alle Glaubens-Punkte sich verständigte.

Crusius jedoch wurde auf diese Art mit mehreren angesehenen Griechen bekannt, und blieb auch später fortwährend im Verkehr mit Griechenland. Er bekam von da nicht nur häufig Briefe, sondern auch viele Besuche meist von solchen, die sich vor der Barbarei der Türken geflüchtet hatten, die dann großentheils hülf- und mittellos zu ihm kamen und die er durch eigene Hülfe so wie durch mündliche und schriftliche Fürsprache so kräftig, als er vermochte, zu unterstützen suchte. Es waren Leute von geistlichem und weltlichem, hohem und niederem Stande, Gabriel, der Patriarch Bulgariens, Philipp Mauritius, der sich ein Nachkomme des gleichnamigen Kaisers zu seyn rühmte, der Paläologe Thomas, Andreas und Martin Laskaris, Johann Stephan aus dem Geschlechte der Beherrscher Moreas u. s. w.

Ungefähr um die nemliche Zeit, als der Verkehr mit Konstantinopel am stärksten war, gerieth Crusius mit Nikodemus Frischlin in einen Streit, der ihm viel Unlust bereitete, und gar nicht zur Vergrößerung seines Ruhmes beitrug. Wie dieser Streit entstand, fortgesetzt wurde und sich endigte soll in Frischlins Lebensbeschreibung erzählt werden.

Es war aber nicht der einzige Kummer, welcher Crusius Tage trübte, der arme Mann erlebte auch viel Familien-Unglück. Dreimal war er verheurathet und dennoch mußte er einsam, ohne Gehülfinn, sein hohes Alter zubringen. Das erste Ehebündniß schloß er noch zu Memmingen den 23. Mai 1558 mit Sibylle Roner, welche im dritten Wochenbette starb (d. 16. August 1561). Von ihren drei Kindern starben zwei Töchter vor, ein Sohn kurz nach der Mutter. Im Jahre 1562 den 4. Mai verheurathete sich Crusius hierauf mit Katharine Vogler von Tübingen, von der er nur eine Tochter, Marie Magdalene, erhielt. Nach ihrem Tode (d. 3. Novemb. 1566) schritt er zur dritten Ehe mit Katharine Betscher von Eßlingen (d. 12. August 1587), die ihm 6 Söhne und 5 Töchter, gebar, von denen aber blos eine Tochter, Pulcheria, ihn überlebte. Seine dritte Gattinn hatte in den letzten Jahren ihres Lebens mit schweren Körperleiden zu kämpfen und wurde einige Jahre vor ihrem Tode, der den 17. Mai 1599 erfolgte, sogar kindisch. Nun hatte der Greis zwar noch seine Tochter, Pulcheria, zur Wartung und Pflege, aber diese ließ sich in ein Liebes-Verhältniß mit einem Studenten, Namens Necker, ein, und bereitete dadurch dem alten Vater neuen Kummer. Denn ehe ihr Liebhaber nur die geringste Aussicht auf eine Versorgung hatte, verheurathete sich Pulcheria mit ihm, darüber wurde nun Necker, weil den Studirenden das Heurathen verboten war, mit Gefängniß und Geld gestraft.

Aus Rücksicht auf den Schwiegervater verzieh man ihm zwar wieder, da er aber bei der Prüfung schlecht bestand, so wurde er nicht angestellt. So mußte ihn der Schwiegervater mit Frau und Kind erhalten 1), und daneben begehrte auch seine ältere Tochter, welche an den Pfarrer Mayer in Neipperg verheurathet war, und eine zahlreiche Familie hatte, immer vom Vater Unterstützung; so daß dieser sich oft nicht mehr zu helfen wußte. Auch kamen Pulcheria und seine Haushälterinn gar schlecht mit einander aus, so daß schon 1601 Crusius eine Bittschrift eingab, man möchte ihm, wie es früher mit Liebler geschehen war, Wohnung und Kost im Stipendium gewähren, dafür wolle er einen Theil seiner Büchersammlung dem Kloster vermachen. Hierauf aber antwortete man ihm: „dieß könne nicht geschehen, denn es liegen allerlei Verhinderungen im Weg, er möge seine Bücher hinthun, wo er wolle," und auch später erreichte er diesen, seinen sehnlichsten Wunsch nicht.

Sein Glück hiebei war, daß er bis dahin ein gutes, gesundes und kräftiges Alter genossen hatte, allein nun zeigten sich doch auch die Merkmale einer Abnahme der Gesundheit und der Kräfte seines Körpers immer deutlicher. Husten und Flüsse befielen den Greis von Zeit zu Zeit, er bekam die Krätze und Geschwüre, seine Augen wurden besonders durch das Lesen bei Nacht, sehr schwach, mehrmals befürchteten die Aerzte einen Schlagfluß, und obwohl er sich dazwischen hinein wieder erhohlte und seine Amtsgeschäfte wie zuvor fortsetzte, so fühlte er doch, daß sein Ende immer mehr herannahe. Er versäumte daher nicht, sich darauf vorzubereiten, er setzte sein Testament auf, worinn er eine Summe von 1400 Gulden zu einer Stiftung für Studirende aus seiner Familie aussetzte, seine Bücher- und Münzen-Sammlung aber, welche theils Originale, theils Abdrücke vieler alten Münzen enthielt, der von ihm und seinem Amtsgenossen, Veit Müller begründeten, Bibliothek der philosophischen Fakultät vermachte.

Hierauf zu Anfang des Jahres 1607 lud er all seine Amtsgenossen, sammt dem gerade anwesenden Matthäus Enzlin, und den Beamten der Hochschule, in das Universitäts-Haus zu einem Gastmahle, wobei er eine Rede hielt, in welcher er Gott für alle, ihm erwiesenen, Wohlthaten dankte, dem Vaterland und seinem Landesfürsten alles Gute wünschte, auch einen schönen Becher, den er früher von den Grafen von Landau verehrt bekommen hatte, der Universität schenkte. Hierauf besprach er sich mit seinem Freunde, Veit Müller, über sein Begräbniß, am 8. Februar kam er das letztemal in den akademischen

1) Crusius erlebte es doch noch, seinen Schwiegersohn als Pfarrer in Königsschaffhausen angestellt zu sehen.

Senat, am 15. dieses wurde er genöthigt, seine Vorlesungen einzustellen, und am 17. verschlimmerte sich seine Krankheit so sehr, daß er keine Nahrung mehr zu sich nehmen konnte. Jetzt ward er, trotz der sorgfältigen Pflege der Aerzte, immer schwächer, und entschlummerte sanft, den Umstehenden beinahe unbemerkbar, früh Morgens den 25. Februar. Zwei Tage später wurde ihm ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, und sein Körper in der Sankt-Georgen-Kirche, unweit des Ortes, wo Crusius über 48 Jahre lang die Predigten, in lateinischer und griechischer Sprache, nachgeschrieben hatte, bestattet. Eine holzerne Tafel daneben enthält sein Bildniß und eine griechisch-lateinische Grabschrift, die er selbst schon den 16. Dezember 1588 verfertigt hatte. 2)

Martin Crusius war ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit, ein warmer und eifriger Anhänger der reinlutherischen Lehre, er besuchte nicht nur fleißig den öffentlichen Gottesdienst, sondern stärkte und ermunterte sich auch zu Haus durch Gebet und geistliche Gesänge zur Festigkeit im Glauben und zur Standhaftigkeit im Leiden. In seinem Berufe zeigte er sich streng gewissenhaft, in seinem bürgerlichen Leben redlich, gutmüthig, aufrichtig und wahrheitsliebend, im Umgange mit andern leutselig, heiter und gesellig. Er verweilte gern bei fröhlichen Gesellschaften und bei Gastmahlen, da entrunzelte sich seine ernste Stirne, er wurde recht gesprächig und manche Scherzrede floß von seinem Munde. Aber er wußte immer das rechte Maas zu halten, und so sehr er zu Hause und in Gesellschaft einen Becher guten Weins schätzte, so sah man ihn doch niemals betrunken von einem Gelage heimkehren. Seine Mildthätigkeit bewährte er auf mancherlei Weise, Arme und Hülfsbedürftige unterstützte er nicht nur selbst nach Kräften, sondern machte auch gerne den Fürsprecher für sie bei andern, vornemlich nahm er sich mittelloser Studirenden eifrig an; auch die Tugend der Gastfreiheit übte er auf eine uneigennützige Weise aus. Die Eigenschaften aber, welche seinen Charakter etwas entstellten und seinen wohlverdienten Ruhm schmälerten, sind eine leicht reizbare, und dann wieder gar schwer zu versöhnende Empfindlichkeit, und eine allzugroße, oft in den kleinlichsten Dingen sich äußernde, Eitelkeit. Durch beide bereitete er sich manchen Kummer, den er so leicht hätte vermeiden können, und schuf sich manchen bittern Augenblick, wenn er von alten Schülern sich mit Undankbarkeit behandelt oder von wichtigen Männern hintangesetzt wähnte. Dann traten auch seine guten Eigenschaften in den Hintergrund, und leicht konnte man nach seinen Reden und Handlungen seinen Charakter alsdann unrecht beurtheilen.

2) Crusius hic recubo, docui qui graeca Tubingae
Atque latina diu, Christo confisus in uno.

hiezu zu übersenden. Widerhold wußte wohl, daß nur die äußerste Noth und die Hilflosigkeit seinen Landesfürsten zu einem solchen Schritt bewegen konnte, er hatte noch überdieß dessen schriftliche Erklärung erhalten, daß er im Ernste dieß zu thun gar nicht Willens sey (d. 21. März 1638) und durfte daher überzeugt seyn, daß ihm sein scheinbarer Ungehorsam nicht übel würde genommen werden. Daher verweigerte er entschlossen die Uebergabe der ihm anvertrauten Festung, um aber einen Rückhalt und eine Unterstützung zu haben, die ihm sein Landesherr nicht gewähren konnte, beschloß er mit dem Herzog Bernhard von Weimar, welcher damals in französischen Diensten am Rhein siegreich kämpfte, einen Vertrag einzugehen. Nach diesem erhielt er vom Herzog eine beträchtliche Summe Geldes zum Sold für seine Besatzung und zu andern nöthigen Bedürfnissen, dafür leistete er demselben samt der Besatzung den Diensteid, und übergab ihm die Festung, die er forthin in seinem Namen kommandiren sollte (d. 11. November 1637.)

Dieser Vertrag aber wurde so lange geheim gehalten, bis Widerhold sich gezwungen sah, ihn bekannt zu machen. Der Kaiser nemlich ließ nicht nach bei dem Herzog Eberhard sein Ansinnen der Uebergabe Hohentwiels zu erneuern, und knüpfte hieran, als an eine Hauptbedingung, die Wiedereinsetzung desselben, so sah sich denn Eberhard gezwungen, einen neuen Befehl deßwegen zu erlassen, und mit den zur Uebernahme der Festung abgeordneten kaiserlichen Kommissarien, seinen Rath, D. Jäger, und den Oberst Böcklin von Böcklisau, nach Hohentwiel abzuschicken (1638). Jetzt zeigte Widerhold jenen Vertrag vor und erklärte, ohne Einwilligung des Herzogs Bernhard dürfe er die Festung Niemand übergeben. Vergebens stellte man ihm vor, er verzögere dadurch die Wiedereinsetzung seines Landesfürsten und kränke sogar seine Ehre, Widerhold beharrte auf seiner Weigerung, und ebenso wenig gab die Besatzung Böcklins Antrage, die Festung auch ohne des Kommandanten Einwilligung zu übergeben, Gehör.

Jetzt, da der Kaiser sah, daß er auf solchem Wege nicht zum Besitz Hohentwiels gelangen würde, stand er von dieser Bedingung ab und willigte endlich doch in Eberhards Widereinsetzung. Dafür mußte das Kaiserliche Heer nun einen neuen Versuch machen, ob es nicht möglich wäre, Hohentwiel durch Waffengewalt zu erobern. Im Monat Junius 1639 geschah ein neuer Angriff auf dasselbe, bei Nacht wurde die untere Festnng erstürmt, und die Wache daselbst niedergehauen. Aber schnell war Widerhold da und trieb die Feinde wieder zurück, die nun auch sogleich abzogen. Im August jedoch kamen sie wieder und versuchten zuerst mit Unterhandlungen ihr Heil. Es wurden wiederum

Nicht mindere Mühe kostete es den Crusius, bis er ein anderes, ihm ebenfalls sehr theures, Werk zum Druck brachte. Es sind dieß seine schwäbischen Jahrbücher, die er mit Einer Feder, stehend, wie er selbst erzählt, von 1588 bis 1591 niederschrieb. Er sammelte mit unverdrossenem Eifer mehrere Jahre für dieses Werk, und wenn ihm gleich die Archive verschlossen blieben, so gelang es ihm doch von Privat-Personen eine nicht geringe Anzahl von Urkunden zusammen zu bekommen. Andere Beiträge erhielt er von seinen gelehrten Freunden und von seinen Schülern, und er führte deßwegen einen sehr weitläufigen Briefwechsel. Auch forschte er auf mehreren kleinen Reisen sehr eifrig nach Alterthümern, und machte aus einer Menge von Geschichts-Werken Auszüge. Die nicht geringe Anzahl von Materialien, welche er auf solche Art zusammen bekam, verarbeitete er nun nach der, damals allgemein gewöhnlichen, Form der Zeitfolge nach Jahren, verwebte aber gar Vieles aus der allgemeinen Geschichte und selbst nicht Weniges, was nur ihn allein betraf, in sein Werk. Nach Form und Styl ist dieses daher so wenig zu empfehlen, als in Ansehung der historischen Kritik, da der Verfasser eine Menge von Fabeln darein aufnahm, doch enthält es auch manche guten Nachrichten, manche Urkunde und manches Bruchstück aus Chroniken und andern Schriften, welches ohne den Sammlerfleiß des Crusius verloren gegangen wäre. Auch dieses Werk fand, seines großen Umfangs wegen, keinen Verleger, und weder der Akademische Senat in Tübingen, noch die Regierung in Stuttgart wollte etwas dafür thun, Crusius vielmehr mußte seine Handschrift zur Censur, oder, wie er sich selbst ausdrückt, „auf die Schleifmühle" schicken, wo man sie gar lange behielt, zwar säuberlich mit ihr umgieng, aber statt, wie der Verfasser erwartet hatte, ihn seines patriotischen Unternehmens wegen zu loben, sich äußerte, „der gute Mann hätte seine Zeit besser anwenden können." Er wandte sich nun zuerst des Druckes wegen nach Basel, aber hier machte man Bedingungen, er sollte die Ausfälle auf den katholischen Glauben, die italienischen und griechischen Worte weglassen, und zuletzt wurde die ganze Sache zurück gewiesen. In Frankfurt giengs Anfangs nicht besser, endlich jedoch übernahm Nikolaus Bassäus den Verlag des Werks, von Honorar aber war keine Rede, vielmehr mußte Crusius noch 20 Exemplare bezahlen. Dennoch schrieb er, als der Druck vollendet war, in sein Tagebuch „Herr Gott sey Lob und Dank gesagt" und versendete jene Exemplare an Fürsten, Adliche und Reichsstädte in Schwaben, was ihm denn doch eine Summe von 900 Gulden eintrug. Dieses Werk erschien unter dem Titel: Annales suevici, sive Chronica rerum gestarum antiquissimae et inclytae suevicae gentis, opus rarum, non solum elaboratum et perutile, sed etiam ad alios per-

multos Historicos ac scriptores facilius intelligendos necessarium Francof. 1595. (2 Vol. fol.); es zerfällt in drei Theile (I—800, II—1212, III—1596), wozu noch ein Nachtrag (Liber paraleipomenos) kommt.

Außer diesen Jahrbüchern verfaßte Crusius noch mehrere andere historischen Schriften, namentlich Reden, von denen mehrere gedruckt wurden (Oratio de Irene Imperatrice 1592, de Eberhardo Barbato duce Wirtenbergensi 1593, de Friderico Barbarossa Imperatore 1593, de oppido Calw et Comitibus Calvensibus 1595, de Comitibus de Landau 1602 u. s. w.)

Wichtig für die Kenntniß des damaligen kirchlichen, politischen und Kultur-Zustands Griechenlands ist auch seine Turco-Graecia in 8 Büchern (Basileae 1584), denn neben Gedichten und dem Briefwechsel des Crusius mit mehreren Griechen, findet man in ihr auch eine Geschichte von Konstantinopel (von 1581—1578) und eine Geschichte der Patriarchen daselbst. Die Germano-Graecia in 6 Büchern (Basileae 1585) hingegen enthält blos griechische Reden und Gedichte.

Eine Sammlung von, meist religiösen, Gedichten ließ Crusius 1566 in Basel drucken (Liber poëmatum), 1577 übersetzte er, auf Befehl des Herzogs Ludwig, das Lehrbuch der Dogmatik von Jakob Heerbrand ins Grjechische, als er es aber zu Basel wollte drucken lassen, wußten es die Reformirten zu verhindern, mit Wechel in Frankfurt konnte er wegen der Bedingungen nicht übereinkommen, und so stand es fünf Jahre an bis dieses Werk erschien (Wittebergae 1582).

Andere seiner Schriften blieben ungedruckt, wie sein Kommentar zu den Gedichten Homers, dessen großer Umfang die Buchhändler vom Drucke abschreckte, eine Art von Kirchengeschichte, die nach der Zeitfolge geordnet von 1517 bis 1604 fortlief, sein großer Katechismus, sein Panthaeresion, oder ins Griechische übersetzte Predigten über alle Ketzereien u. s. w.

Quellen: Oratio de vita et obitu D. Martini Crusii — — habita a D. vito Myllero Logic. atque Ethic Profess. Tubingae 1608. 4., der Verfasser hat viel aus Crusius handschriftlichem Tagebuch geschöpft, der besten Quelle für seine Lebensbeschreibung, welche auch hier benutzt wurde; die Lebensbeschreibung in Adami vitae Germanorum Philosophorum (p. 481 ff.) ist blos ein Auszug, so wie die in den Lebensbeschreibungen berühmter Wirtenberger (p. 210 ff.) eine Uebersetzung der Rede Müllers. Veesenmayers Sammlung von Aufsätzen u. s. w. Ulm 1827. p. 101 ff. Martin Crusius, Ulms Zögling. Joh. Conrad. Dieterichi programma: Propagatio graecarum litterarum et poëseos per Germaniam a Triumviris literariis M. Crusio, M. Neandro, L. Rhodomanno. Gissae. 1665. 4.

Nikodemus Frischlin.

Der Mann, dessen Lebensgeschichte wir hier nun beschreiben wollen, giebt einen traurigen Beweiß, wie selbst die ausgezeichnetsten Talente, wenn ihr Besitzer ihnen eine falsche Richtung giebt, wenn er die nöthige Lebensklugheit und, von Leidenschaften fortgerissen, die weise Mässigung vergißt, diesen unglücklich machen können.

Während der unruhigen Zeiten des Schmalkaldischen Kriegs erblickte Nikodemus Frischlin das Licht der Welt in Balingen, wo sein Vater Prediger war, den 22. September 1547. Hier erhielt er auch den ersten Unterricht, wurde aber bald nach Tübingen in die anatolische Schule gesendet, wo er das Glück hatte an Johann Crazner einen tüchtigen, geschickten Lehrer zu bekommen. Schon hier zeigten sich die ausgezeichneten Geistes-Gaben Frischlins, mit seiner großen Leichtigkeit im Lernen, seiner ungemein schnellen Fassungskraft, seinem trefflichen Gedächtnisse und seinem ungeduldigen Drange von Kenntniß zu Kenntniß fortzueilen, hatte er bald all seine Mitschüler weit übertroffen, und konnte schon in einem Alter von zwölf Jahren in die Klosterschule zu Königsbronn aufgenommen werden, wo damals der Holländer, Jodokus Stiger, ein vorzüglicher Sprachkundiger, lehrte. Bei der gründlichen Unterweisung dieses Mannes machte der talentvolle Frischlin schnell bedeutende Fortschritte, so daß er nach einem Aufenthalt von siebzehn Monaten in Bebenhausen, wohin er 1562 kam, in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen wurde.

Hier fehlte es damals nicht an geschickten Lehrern, ein Crusius, Schegk, Liebler, Hizler und andre zeichneten sich sowohl durch umfassende Kenntnisse, als auch durch gründlichen Unterricht aus, und Fleiß und Geistesgaben vereinten sich bei Frischlin, um ihn von diesen günstigen Umständen den grösmöglichen Vortheil ziehen zu lassen. Er studirte mit großem Eifer nicht nur die alten Sprachen, sondern auch Rhetorik, Philosophie und Mathematik, und nachdem er in einem Alter von achtzehn Jahren die Magisterwürde erlangt hatte, auch die Theologie, die Physik und Medizin. Aber die Sprachkunde war es hauptsächlich, welche ihn fesselte und in ihr machte er solche Fortschritte, daß er schon im einundzwanzigsten Lebens-Jahre ein öffentliches Lehramt bei der Universität erhielt.

Mit großem Eifer begann er nun seine Vorlesungen, und bemühte sich, seinen Vortrag so angenehm und nützlich als möglich zu machen. Er suchte daher nicht nur das Grammatikalische nach den besten alten und neuen Sprachkundigen und das Rednerische und Poetische nach den Vorschriften der trefflichsten Meister zu erläutern, sondern auch die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers zu erklären, er nahm auch auf das Geschichtliche und die Sagen, auf das, was Alterthums-, Erd- und Naturkunde betraf, Rücksicht, und gab sich überhaupt Mühe seinen Zuhörern eine genaue und möglichst vollständige Kenntniß des Schriftstellers, über den er las, beizubringen.

So erhielt Frischlin großen Beifall, sein Hörsaal wimmelte von Zuhörern, und unter diesen waren viele von hohem Stande, waren auch solche, welche schon die höheren akademischen Würden erlangt hatten. Dieser Beifall und der Eifer, den man an ihm bemerkte, machten, daß man ihm bald ein neues Amt auftrug, die Leitung der Disputir-Uebungen nemlich, welche bisher die Professoren der Philosophie jeden Sonntag mit den Magistern vorgenommen hatten, zur Belohnung dafür wurden ihm für jede solche Uebung drei Batzen ausgesetzt. Um so kärglichen Lohn versah Frischlin acht volle Jahre dieses beschwerliche Geschäft, und machte hiebei alljährlich den ganzen Kreis der Vorbereitungswissenschaften durch. Eben so wurde ihm auch während der längern Abwesenheit des Professors der Mathematik, Philipp Apianus, dessen Stelle übertragen, welche er auch mit nicht geringem Beifall versah, sie aber, zum großen Leidwesen seiner Zuhörer, einer ihm wiederfahrnen Kränkung wegen bald aufgab.

Als nemlich Crusius, im Namen der Universität, etlich vornehme Fremde bewirthete, lud er unter allen Professoren den Frischlin allein nicht, zur Mahlzeit. Und dieß war nicht die einzige Kränkung, welche der junge Mann von seinen ältern Amtsgenossen, die dessen schnell aufblühenden Ruhm beneideten, erfuhr. Sie wußten alle seine Versuche, eine Stelle im akademischen Senat zu bekommen, zu vereiteln, und als 1577 die Stelle eines Professors der Rhetorik erledigt wurde, so bekam nicht Frischlin, der sich darum beworben hatte, dieselbe, sondern Burkard, ein Mann, der ihm an Talenten und Kenntnissen gar weit nachstand. Und doch hätte Frischlin diese Stelle um so eher erwarten können, da er das Jahr vorher, auf die Bitten des akademischen Senats, den ehrenvollen Ruf als Rektor des Gymnasiums zu Gräz in Stevermark ausgeschlagen hatte. Er hätte selbst ohne dieß gerechte Ansprüche darauf gehabt, da er nun schon seit neun Jahren mit so glücklichem Erfolg als Lehrer der Hochschule wirksam war, ein Verdienst, welches der akademische Senat selbst durch ein ehrenvolles Zeugniß anerkannte.

Da Frischlin diese Zurücksetzung nicht so gleichgültig ertrug, so mußte der Senat ihn durch eine Besoldungs-Zulage entschädigen. Dieß geschah auf Befehl des Herzogs Ludwig von Wirtenberg, welcher Frischlins Vorzüge wohl kannte 3), und dessen Gnade sich dieser durch ein Lobgedicht auf seine Vermählung (De nuptiis D. Ludovici Ducis Wirtenbergici ect Stuttgardiae Ann. 1575 mense Novembri celebratis libri VII. versu heroico conscripti a N. Fr. Tubingae. 1577. 4.) erworben und von dem er hiefür einen Besoldungs-Zusatz von Wein und Getreide erhalten hatte. Diese Gnade und das ausdrückliche Versprechen, seiner Unterstützung und seines Schutzes, welches ihm der Herzog durch Melchior Jäger thun ließ, bewirkten auch, daß Frischlin 1579 einen Ruf auf die Hochschule in Freiburg ausschlug, was er nachher nicht wenig bereut haben mag, da seine Verhältniße in Tübingen nun immer unangenehmer für ihn wurden, und der unglückselige Streit immer heftiger entbrannte, der ihm sein Lebensglück und endlich sein Leben selbst kostete.

Der Neid und die Eifersucht der ältern Amtsgenossen des Frischlin, namentlich des Martin Crusius, waren die erste Veranlassung zu diesem Streit, Frischlins Benehmen selbst fachte denselben noch starker an, und als die Erbitterung einmal einen größern Grad erreicht hatte, brach der Kampf vollends in helle Flammen aus.

In einem Alter, wo andere Jünglinge noch die Hörsäle besuchen, trat Frischlin schon als Lehrer auf, und theils die Neuheit und das Ungewöhnliche der Sache, theils die wirklich ausgezeichnete Lehrart des jungen Professors erwarben ihm schnell einen Beifall, der vornemlich der Eitelkeit des so empfindlichen Crusius sehr wehe that. Daß der Mensch, welcher kaum noch sein Schüler gewesen war, sich nun schon über ihn erheben sollte, das konnte Crusius nicht verschmerzen, und in seiner Verblendung oder auch, um seinen Unwillen zu entschuldigen, warf er dem Frischlin Undankbarkeit vor, was doch, Anfangs wenigstens, ein völlig grundloser Vorwurf war. Er fieng an in Gesellschaften sowohl als auf dem Lehrstuhle, selbst im akademischen Senat 4)

3) Der Kanzler Brastberger gab ihm beim Herzog das Zeugniß: Dominus Frischlinus hat ein herrlich und divinum ingenium. So ist er dazu exquisitae eruditionis et variae lectionis, der mit Nutzen die Jugend unterrichten kann, darum und aus besondern andern motivis ist er nicht von der Schul zu entlassen. Und ob er gleichwohl etlich naevos haben möchte, so ist doch zu hoffen, er werde successu temporis und sonderlich da er maturiorem aetatem erlangt, sich bessern.

4) Wenn ihr unser philosophisches Kollegium zu Grunde richten wollt, sprach hier Crusius einmal, so nehmt den Frischlin darein auf. Denn er

gegen seinen alten Schüler loszuziehen, er nannte ihn einen unreifen Neurer, der hinter den Ohren noch nicht trocken sey, einen Pritschmeister, einen Possenreißer und Gaukler, der allerlei Affensprünge mache, er schalt und spottete auf ihn; kurz er verbarg auf keine Weise den Groll, welchen er gegen ihn hegte, und er veranlaßte auch andere, gegen denselben loszuziehen.

So spielte Burkard in der Rede, welche er beim Antritt seines Amtes hielt, nicht undeutlich auf Frischlin an, so zog, von Crusius aufgefordert, auch ein Student, der Hesse Thilemann, in einem Gedichte gegen ihn los; aber beide legten keine Ehre ein, denn Frischlin blieb ihnen die Antwort nicht schuldig, und seine Geisselhiebe trafen weit schärfer als die ihrigen.

Unter solchen Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch Frischlin seinen ehmaligen Lehrer nicht schonend behandelte, und Niemand konnte ihm darüber Vorwürfe machen, wenn er, auf solche Weise gereizt, den Angriff erwiederte. Hätte er nur sonst die nöthige Lebensklugheit gezeigt, hätte er nur sonst nicht so manche Blößen in seinem Betragen gegeben. Daß er eine hohe Meinung von sich bekam, ist freilich kein Wunder, denn nicht nur auf der Hochschule fand er so großen Beifall, auch bei Hof war er beliebt und erst vor Kurzem hatte der Kaiser Rudolph ihm, für seine Komödie, Rebecca, den dichterischen Lorbeerkranz und ein adliches Wappenzeichen, für sein Lobgedicht auf die Kaiser aus dem östreichischen Hause aber (Panegyrici libri III. de decem Caesaribus Austriacis) die Pfalzgrafenwürde ertheilt. Aber er hätte seinen Stolz nicht so sehr zeigen, seine Ueberlegenheit andere nicht so sehr fühlen lassen sollen. Er besaß vielen Witz, er liebte Scherze und lustige Einfälle, aber er nahm sich mit seinen Anspielungen und Spöttereien zu wenig in Acht, stieß hiedurch da und dort an und vermehrte auf diese Art die Zahl seiner Gegner.

Zu dem Allem kam nun noch seine Aufführung, die eben nicht immer so war, wie es die strenge Sittlichkeit forderte. Er liebte den Wein allzusehr, und begieng dann in der Trunkenheit manche unbesonnene That, ja er kam selbst in den Verdacht des all zu vertrauten Umgangs mit einer Wittwe in Tübingen, und von diesem Verdacht

ist ein anmaßender Mensch, der allein über Alles abzurtheilen und weiser seyn will, als wir, die wir doch seine Lehrer sind. Denn er verachtet uns alle, er verspricht eine neue Rhetorik, die er in die Schulen einführen und dafür mein Lehrbuch verdrängen will. Er besitzt keine Würde, er ist in Wort und That unverschämt und ein Weinsäufer. In seinen Vorlesungen zieht er auf uns los, lockt thörichte Jünglinge an sich, und macht uns ihnen verächtlich u. s. w.

gart und andern Orten reichlich, und wurde auch auf solche Art der Wohlthäter des Landes, welches er als sein zweites Vaterland betrachtete.

Quellen: Predigt, gehalten bei der Leiche Hrrn K. W. u. s. w. von Matthäus Esenwein. 1667. Lobspruch der weitberühmten Festung Hohentwiel u. s. w., von Matthäus Esenwein. 1650. Theatrum Europaeum. T. IV. und V. Sattlers topographische Geschichte Wirtenbergs, p. 437 ff. Ebend. Geschichte Wirtenbergs unter den Herzogen, Thl. 7 und 8. M. Chr. D. Keßlers Leben Konrad Widerholds. Tübingen. 1782.

me ausrotteten, mit ihren Rossen und Burgen, und diese bei einem Verbrechen keinen andern Vorzug hätten, als auf ein höheres Rad geflochten zu werden. Was ist das für ein elender Stolz dieser Menschen, daß sie niemand für edel achten, als wer angerauchte Ahnenbilder aufzuweisen hat, und seinen Stammbaum bis auf den Urahn auswendig weiß? Daher ihre Verachtung der Gelehrten, denen auch der unwissendste und ungeschliffenste Edelmann sich weit vorsetzt, und überall, ich weiß nicht von welchem Stolze aufgeblasen, die erste Stelle einnehmen will. Die Heilige Schrift nennt den Teufel den Quell und Vater des Stolzes und Hochmuths, aber jene beweisen, daß sie seine Kinder sind, da sie sich aus nichtigem Ahnenstolze allen andern weit vorziehen. Wenn Sitten und Fehler heut zu Tage einen Bauern ausmachten, so würde fürwahr Nichts bäurischer seyn, als diese Menschen, die, was sie wahrhaftig nicht sind, seyn wollen — Junker und Edelleute! Er tadelt ferner scharf ihre unmäßige Schwelgerei, er nennt sie adliche Cyklopen, Polyphemen und Lapithen und wünscht, um sie auszurotten, einen neuen Herkules.

Frischlin hatte diese Schrift, ehe er sie zum Druck gab, nicht zuvor, wie es gewöhnlich war, dem akademischen Senat zur Censur vorgelegt, und dieser Umstand trug ebenfalls dazu bei, seine Sache zu verschlimmern, denn, hieß es, dadurch werden die bösen Absichten, welche der Verfasser bei der Bekanntmachung dieser Schrift hatte, ganz klar. Und welche Absichten schrieben ihm nicht seine Gegner zu! Nicht blos, daß er den Adel verächtlich und verhaßt machen, nein, sogar daß er das Landvolk aufwiegeln und einen neuen Bauernkrieg erregen wolle — warfen sie ihm vor. Der eine nannte die Schrift eine Sturm-Glocke des Aufruhrs, der andre meinte, ihr Verfasser verdiene als Staats-Verbrecher, als Schänder der Ehre und des Ansehens der Obrigkeit, Nichts anders denn Galgen und Rad.

Begierig ergriff man diese günstige Gelegenheit, um den Bund gegen Frischlin zu verstärken, der Adel wurde auf alle Art aufgehetzt; man verbreitete absichtlich verfälschte, und hiedurch noch beleidigendere, teutsche Uebersetzungen der, die Adlichen antastenden, Stellen der Rede, man schickte diese mit schweren Anklagen den einzelnen Ritterkantonen zu, und selbst fremde Theologen wurden veranlaßt, gegen Frischlin aufzutreten.

So wurde gegen den unglücklichen Mann ein furchtbarer Sturm erregt, selbst sein Leben war nicht mehr sicher. Denn die Adlichen drohten ihm mit dem Tode, und schickten sogar Meuchelmörder gegen ihn aus, so daß er seine Reisen bei Nachtzeit, verkleidet und wohlbe-

waffnet machen mußte und Gott dankte, wenn er wieder glücklich nach Hause gekommen war 5).

Das Peinliche dieser Lage wurde für Frischlin noch dadurch vermehrt, daß ihm von dem Herzog streng verboten war, irgend etwas diese Sache Betreffendes, sey es zu seiner Vertheidigung oder zur Widerlegung seiner Gegner zu schreiben. Dieß Verbot streng zu befolgen war für ihn unmöglich, denn die Angriffe seiner Gegner waren noch nie so heftig gewesen, als gerade jetzt. Daher entschuldigte er sich nicht nur bei mehreren Privatleuten schriftlich, sondern er schickte auch eine, von ihm verfaßte, Vertheidigungs-Schrift an den Kaiserlichen Hof. Darüber erhielt er auf Befehl des Herzogs Hausarrest, bis er diese Schrift wieder herbeigeschafft hatte. Diese Strenge des Herzogs war jedoch nicht die Folge einer Ungnade gegen Frischlin, im Gegentheil nahm Ludwig noch immer dessen Partei, er verwandte sich sehr eifrig für ihn und gab sich alle Mühe den Unwillen des Adels zu beschwichtigen. Deßwegen wollte er die Rede confisciren lassen, und gerade deßwegen wollte er auch, Frischlin sollte schweigen, damit durch das Hin- und Herschreiben die Sache nicht noch mehr aufgerührt werde. Auch geschah es nicht in der Absicht, den Frischlin zu strafen, sondern blos, um ihn künftig vor gleichen Unannehmlichkeiten zu bewahren, und wo möglich zwischen ihm und seinen Amtsgenossen wieder ein besseres Verhältniß herzustellen, daß auf des Herzogs Verlangen Frischlin sich an Eidesstatt durch seine Namens-Unterschrift und sein Insiegel verpflichten mußte: „sich alles Schreibens und Redens und aller heimlichen Verhandlungen in der Sache mit dem Adel fortan alles Ernstes zu enthalten, alles Sticheln

5) Bei einer solchen Gelegenheit fieng er einmal seine nächste Vorlesung mit den Worten an: Gott sey gelobt, daß er mir mein Leib und Leben vor den Hofteufeln behütet hat! Denn auch jetzt konnte er nicht so an sich halten, daß er alle Ausfälle gegen den Adel vermieden hätte, eine Stelle Sallusts gab ihm Gelegenheit von Neuem heftig gegen denselben loszuziehen. — Einmal kamen des Nachts zwei betrunkene Edelleute mit bloßen Degen vor Frischlins Hausthüre, zogen aber, da sie dieselbe nicht erbrechen konnten, wieder ab. Einige andere kamen mit geladenen Gewehren in einen Gasthof zu Markgröningen, wo einige Geistlichen versammelt waren, zogen aber wieder ab mit den Worten: Der, den wir suchen, ist nicht hier! Ein Mann, der Frischlin ähnlich sah, entgieng mit Mühe zu Stuttgart dem Angriff eines Edelmanns, ebenso entkam ein gewisser Freschel, den man mit Frischlin verwechselte, zwischen Ansbach und Hall nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes einer gleichen Gefahr.

und alle Stachelschriften gegen Jedermann, vorzüglich gegen die Tübinger Professoren und seine Lehrer gänzlich zu unterlassen, seinem Amte treu, fleißig und ehrbar, ohne ärgerlichen Wandel vorzustehen, und sich nicht in Sachen zu mengen, die seines Berufs nicht seyen, auch was er je wollte drucken lassen, vorher an den Hof zur Censur einzusenden." (d. 4. Mai 1582).

Wenn aber auch, wie der Herzog zu hoffen schien, die Sache hiedurch beigelegt worden wäre, so blieb doch Frischlins Lage in Tübingen immer so wenig angenehm, daß diesem jede Veränderung willkommen seyn mußte. Mit Freuden nahm er daher den Ruf als Rektor des Gymnasiums zu Laybach in Krain an, und so ungern der Herzog ihn gehen ließ, so gab er ihm doch die Erlaubniß dazu, unter der Bedingung, daß er auf jede, ihm zugehende, Aufforderung zurückkehren und sich in Krain ruhig verhalten wolle. Ja, als die Feinde des Frischlin, um ihm auch diesen Zufluchts-Ort zu rauben, allerlei nachtheilige und falsche Gerüchte in Krain über ihn verbreiteten, so widerlegte sie der Herzog selbst in einem Schreiben an den krainischen Adel.

So war denn Frischlin glücklich dem Sturme entronnen, und sah, fern von seinen Feinden, im Besitz eines ehrenvollen und einträglichen Amtes, wiederum einer bessern Zukunft entgegen. In Laibach gewann er sich bald Achtung und Wohlwollen, denn unter seiner Leitung kam das Gymnasium bald zum trefflichsten Gedeihen und zahlreich strömten von allen Seiten Schüler dahin. Aber leider! blieb er nur kurze Zeit in diesem Zufluchts-Orte; die beständige Kränklichkeit seiner Gattinn und seiner Kinder, denen das Klima Laibachs nicht gut zuschlug, bewogen ihn, nach zwei Jahren schon, um die Entlassung von seiner Stelle daselbst zu bitten. Ungern ließ man ihn fort und gab ihm die ehrenvollesten Zeugnisse, sowohl in Rücksicht auf seine Amtsführung als auf seinen Lebenswandel. Desto gerner sah ihn der Herzog Ludwig wieder zurückkehren, und wollte ihn sogleich wieder in Tübingen anstellen und, da gerade kein Professorat erledigt war, seine Besoldung selbst übernehmen. Aber die Universität widersetzte sich diesem Plane aufs Hartnäckigste, und versagte ihm selbst das akademische Bürgerrecht. Frischlin, dieß brauchte man zum Vorwande, entziehe andern Lehrern alle Schüler, er spotte über die eingeführte Lehrart und wolle diese durch eine neue verdrängen. Diesen letzten Vorwurf gründeten Frischlins Gegner auf ein Werk, welches dieser erst vor Kurzem hatte drucken lassen, und welches zur Erneurung des Kampfes mit Crusius und seiner Parthie den Anlaß gab. Es war dieß sein strigilis grammatica (Venetiis 1584), worinn er die Irrthümer und Fehler der Grammatiker seiner Zeit, die er Gaukler, Possenreißer, blinde Erzieher, alberne Magisterlein und dergleichen nannte, aufdeckte, dafür

die Schriften eines Skaliger, Lipsius, Muret, Lambin und anderer empfahl, nach ihrer Anleitung und mit ihrer Hülfe, unter beständiger Berücksichtigung der bewährtesten alten Schriftsteller die Sprachlehre von ihrem Wuste und ihren Mängeln zu reinigen suchte.

Er hatte in dieser Schrift Niemand namentlich angeführt, aber der argwöhnische Crusius fühlte sich dennoch getroffen und heftiger als zuvor entbrannte sein Zorn gegen den undankbaren Schüler, der auf eine solche Art seinen Lehrer meistern wollte, seinen Bemühungen vorzüglich war der heftige Widerstand der Universität gegen die Wiederanstellung Frischlins zuzuschreiben. Dieser mußte daher den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie auf andre Weise suchen, er verfaßte mehrere Schriften, unter denen sein Nomenclator trilinguis, eine Art Wörterbuch, sich auszeichnete, und trieb daneben die Arzneikunde. Aber hier hatte er wenig Glück, eine seiner Mägde starb ihm während der Kur, und er wurde nun nicht nur deßwegen zur Verantwortung gezogen, sondern auch eine alte Beschuldigung, wegen Ehebruchs, wieder erneut, beides jedoch ohne Erfolg, da es bei der letzten Anklage an Beweisen fehlte, bei der ersten aber sich Frischlin damit entschuldigte, ein solcher Unfall könne jedem Arzte wiederfahren, ohne daß man denselben darum strafen dürfe.

Auch dieser neue Angriff kam offenbar wiederum von seinen Gegnern her, welche, ihn zu verfolgen, nicht müde wurden, die aber auch ihn nicht ermüden konnten. Denn im Vertrauen auf die noch immer fortdauernde Gnade des Herzogs, dessen zweites Vermählungsfest er gerade damals besungen hatte (De secundis Nuptiis Ludovici ducis Wirtenbergici mense Majo 1585. Stuttgartiae celebratis libri IV. versu heroico conscripti. Tub. 1585. [4.]) trat er ihnen kühn entgegen, und sein Plan, die von ihm verfaßte griechische und lateinische Sprachlehre, dadurch, daß er dieselbe den wirtenbergischen Prälaten widmete, im Lande zu verbreiten und deren Einführung durchzusetzen, so wie sein Anerbieten, seine Neuerungen in der Sprachlehre in eigenen Disputationen zu verfechten, erregten bei Crusius den heftigsten Aerger.

In einer eigenen Schrift, Antistrigilis betitelt, bekämpfte er Frischlins Ansichten, und in einem derselben angehängten lateinischen Schreiben „der armseligen Präceptorlein an Frischlin den Unvergleichlichen," nahm er all seinen Witz zusammen, um seinen Gegner lächerlich zu machen. Aber Frischlin wußte mächtiger die Geissel der Satyre zu schwingen, als Crusius und seine Genossen Liebler, Cellius und Stetter, sie erhielten von ihm ihre Ausfälle stets mit Wucher zurück.

Aber diese Erneuerung des Streites war dem Herzog gar nicht angenehm, und Frischlins Gegner, deren er auch in Stuttgart nicht

gar zu gerne hier geblieben wäre, hätte nicht die Religions-Verschiedenheit ihn hievon abgehalten. Nach seiner Zurückkunft (1611) wurde er Lehrer bei einem jungen Herrn von Gemmingen, mit dem er im Hause des Professors der Theologie, Matthias Hafenreffer, wohnte. Der nähere Umgang mit diesem, durch Kenntnisse und Sittlichkeit gleich ausgezeichneten, Mann wirkte sehr vortheilhaft auf Andreä, hielt diesen aber doch nicht ab, im Jahre 1612 einen längst gehegten Plan auszuführen. Im März dieses Jahres schiffte er auf der Donau nach Wien und zog von hier durchs Oestreichische nach Italien, wo er bis nach Rom kam. Auf dieser Reise that er das feierliche Gelübde, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und weder die Anträge des Grafen Philipp von Oetingen, noch die seines eigenen Landesfürsten, des Herzogs Johann Friedrich, vermochten ihn davon abzubringen. Er trat nun wieder ins Stift in Tübingen, um Theologie zu studiren, hielt daneben aber auch Vorlesungen über die Mathematik, und gab sogar einigen adlichen Jünglingen im Voltigiren Unterricht, bis er, nach zweimaligem Examen, 1614 die Stelle eines Diakonus in Vaihingen an der Enz erhielt. 13).

Jetzt verheurathete sich Andreä auch mit der Tochter Josua Grüningers, Pfarrers in Poppenweiler, mit welcher er über 40 Jahre in der Ehe lebte, und die ihm 9 Kinder, 4 Söhne und 5 Töchter gebar, von denen aber nur ein Sohn und zwei Töchter den Vater überlebten. Unglücksfälle, wie eine zweimalige Feuersbrunst, das Sittenverderbniß und die Uneinigkeit der Bürger, so wie Verläumdungen, die ihn aus der Nähe und Ferne trafen, verbitterten ihm seinen Auf-

13) In diesem Zeitraum verfaßte Andreä mehrere Schriften, einige davon giengen verloren, wie die Idea bonae institutionis, die er selbst für sein bestes Jugendwerk erklärte, andre wurden gedruckt. Christliche Gemähl. 1612, eine Sammlung poetischer Versuche, de Christiani Cosmexeni genitura judicium 1612, worinn er das Nativitätstellen lächerlich macht und zeigt, daß der wahre Christ gar nicht unter dem Einfluß der Sterne stehe, Collectaneorum mathematicorum Decades XI. centum et decem aeneis tabulis exhibitae. 1614. Zeichnungen aus verschiedenen Theilen der reinen und angewandten Mathematik, Doctrinae Christianae Summa, 1612, ein Auszug aus Hafenreffers Lehrbuch der Dogmatik, Turbo, sive moleste et frustra per cuncta divagans ingenium in Theatrum productum. (1616. aber schon 1611 verfaßt), worinn And. die Pedanterei und Marktschreierei der verschiedenen Stände unter den Menschen zur Schau stellt.

enthalt in Vaihingen, entleideten ihm seine Berufsgeschäfte und machten ihn, wie er selbst sagt, vor der Zeit alt und seine Haare grau.

Wie aber im Kleinen hier, so fand es Andreä im Großen in seinem ganzen Zeitalter, überall Zwietracht und Sittenlosigkeit, überall die Saat des Verderbens, als wucherndes Unkraut aufgeschossen. Die Theologen hatten die Bahn der Reformatoren verlassen, und näherten sich immer mehr der alten scholastischen Spitzfindigkeit, auch in der Philosophie war eine unfruchtbare, subtile Dialektik die Hauptsache, und selbst die übrigen Wissenschaften machten, wenn auch nicht alle Rückschritte, doch keine Fortschritte. Nach der gewaltigen geistigen Aufregung des Reformations-Zeitalters war die damalige Zeit in einem Zustand der Abspannung und Schwäche verfallen, der sich in allen Fächern menschlichen Wissens kund that, vornemlich aber in der Vorliebe für geheime Künste, in dem Hang zur Schwärmerei und zum Aberglauben.

Unter die wenigen, welche diese Gebrechen ihres Zeitalters recht erkannten und Kraft und Beruf in sich fühlten, an ihrer Heilung zu arbeiten, gehörte auch Andreä. Auch ihn ergriff der Eifer des Reformators, aber dieser Eifer hielt ihn nicht ab, die nöthige Vorsicht zu gebrauchen, und so trat er Anfangs auf, ohne seinen Namen zu nennen, und verband mit dem strafenden Ernste auch den feinen Spott.

Noch im Jahre 1614 erschien eine Schrift von ihm, zu der er aber auch späterhin sich nicht als Verfasser erkannte, unter dem Titel: Fama Fraternitatis Roseae Crucis, oder Brüderschaft des Hochlöblichen Ordens des Rosen-Creuzes an die Häupter, Stände und Gelehrten Europas, nebst einer, von Andreä aus dem Italienischen des Boccalini übersetzten „General-Reformation der ganzen weiten Welt.“ Andreä erzählt hier von einem Christian Rosenkreuz, der im fünfzehnten Jahrhundert gelebt und eine Reise nicht nur nach Palästina, sondern auch nach Damaskus, Kairo und Fez, um die geheime Weisheit der Araber zu erlernen, gemacht habe. Hierauf sey er nach Spanien gezogen, wo man seine Weisheit verschmäht habe, weswegen er nun beschlossen hätte, seinem Vaterlande Teutschland allein die Schätze seiner Weisheit mitzutheilen. Hier baute er sich eine schöne Wohnung, Sanctus Spiritus genannt, nahm zuerst drei, hierauf noch vier Jünger auf und stiftete so die Rosenkreuzer-Brüderschaft. Die Gesetze, welche er dieser gab, waren folgende: 1) Es soll kein Bruder sich mit einem andern Gewerbe beschäftigen, als mit unentgeltlicher Heilung der Kranken. 4) Sie sollen keine besondre Kleidung haben, sondern jeder sich nach Landes-Art kleiden. 3) Alljährlich muß jeder Bruder, wenn er nicht triftige Gründe des Ausbleibens anzugeben hat, sich zu Sanctus Spiritus einfinden. 4) Jeder

Johann Ludwig Huber.

Ein Mann, der in allen Verhältnissen seines Lebens sich als redlichen Vaterlandsfreund zeigte, und zu einer Zeit, wo so viele ihrer Pflicht vergaßen, diese furchtlos erfüllte, unbekümmert um den Zorn des Herrschers, der schwer auf ihn fiel — ein solcher Mann verdient wohl, daß man ihn ins Angedenken der Nachwelt zurückruft, wenn er auch sonst durch Nichts Anderes merkwürdig wäre, was bei dem Manne, von welchem wir nun sprechen werden, der Fall wirklich nicht ist.

Johann Ludwig Huber, geboren zu Groß-Heppach, den 4. März 1725, erhielt durch seinen Vater, welcher daselbst Prediger war, eine sehr gute Erziehung. Der Körper wurde über dem Geiste dabei nicht vergessen, durch einfache Kost und Kleidung und durch zweckmäßige Leibes-Uebungen suchte der Vater ihn gesund, stark und kräftig zu machen. Den Unterricht begann er mit der Religion, dann wurde mit Erlernung der teutschen, lateinischen und griechischen Sprache zugleich angefangen, später kamen das Französische und das Hebräische hinzu, alles nach einer eigenen, vorzüglichen Methode; auch die Anfangsgründe der Philosophie, die Geschichte und Geographie, die Arithmetik und Musik erlernte der Knabe, und trat so wohl vorbereitet in die Klosterschule zu Denkendorf, wo er im Italienischen Unterricht nahm, und kam von da nach Maulbronn und 1741 in das Stift zu Tübingen. Hier legte sich Huber nun eifrig auf die philosophischen Wissenschaften, erlangte 1743 die Magister-Würde, trat aber kurz nachher aus dem theologischen Stift. Es kränkte ihn, daß man in der Lokation ihm ungerechter Weise einen Professorssohn vorgesetzt hatte, und so gieng er denn zum Studium der Rechts-Wissenschaft über. Er hörte Vorlesungen über alle Theile derselben, übte sich auch zu Hause, vergaß aber darüber weder die Klassiker noch die schöne Litteratur der Franzosen und Teutschen. Er lernte Fechten und Tanzen, er trieb Musik und Dichtkunst. Diese letzteren Talente, so wie ein fröhlicher, munterer Charakter machten Hubern zu einem beliebten Gesellschafter, überall war er gerne gesehen, aber aus der Menge seiner

1616 erschien hierauf die „Chymische Hochzeit Christian Rosenkreuz," eine Schrift, zu welcher Andreä schon viel früher den Entwurf gemacht hatte, ein Roman, wo schöne Dichtungen mit feiner Satyre abwechseln, und in dem sich seltsame Gebilde der Phantasie finden. Der Held des Romans, Christian Rosenkreuz wird 1489 auf eine wunderbare Weise zu der Hochzeit eines unbekannten Königs geladen und eben so wunderbar in dessen verborgenes Schloß geführt, wo er Zeuge und Gehülfe bei einer Menge von Abentheurern und chymisch-magischen Versuchen ist.

Was der Zweck dieser Schriften war, läßt sich wohl auffinden. Andreä wollte theils die Hauptkrankheit seiner Zeit, die Vorliebe für geheime Künste, verspotten, theils auch darauf hinweisen, was eigentlich das Ziel des Strebens für seine Zeitgenossen seyn sollte, Verbreitung des wahren Christenthums und ächte Aufklärung. Um sichrer seinen Zweck zu erreichen, wählte er eine auffallende Form und Einkleidung, und wohl mag ihn seine noch jugendliche Phantasie bei der Ausarbeitung dieser Werke oft weiter geführt haben, als es seine Absicht war, weßwegen er daher auch in reiferem Alter, bei kälterer Ueberlegung nicht gerne sich für den Verfasser, wenigstens der beiden ersten dieser Schriften, bekennen mochte. Ja! früher schon, trat er als Verspotter seiner eigenen Werke auf, er erklärte die Rosenkreuz-Brüderschaft für ein Gaukelspiel, und sagte von seiner chymischen Hochzeit geradezu, sie sey ein Spiel mit den Abentheuerlichkeiten seiner Zeit gewesen. In seiner Schrift: Turris Babelsive Indiciorum de fraternitate Rosae Crucis Chaos (1619), zog er ebenfalls gegen jene Gesellschaft los, und schilderte sich selbst hier unter dem Namen Resipiscens, ebenso erklärte er sich in dem Syntagma de Curiositatis pernicie (1620) sehr heftig gegen dieselbe, so wie gegen andre Träumer und Schwärmer jener Zeit, er verdammte jeden überspannten Eifer, zu wissen und zu

---

dest ferner bis zu End denselben leben? Also schweben an einem Orte, daß auch weder diejenigen, so in Ostindien wohnen, ihre Geschichte verbergen, noch auch die andern, so in Westindien seyn, ihre Rathschläge verhehlen können? Also lesen in einem einzigen Buch, daß, was alle die Bücher, so jemals gewesen, jetzo seyn oder künftig hervorkommen werden, in sich etwa gehabt, anjetzo haben oder künftig haben werden, du dasselbe allzumal darinnen leseſt, verſteheſt, erhalteſt? Also singen und klingen, daß du anstatt der Felsen, Edelgesteine und Perlen, anstatt der unvernünftigen Thier, die hochverständigen Geister zu dir zieheſt? Anstatt des Plutonis die gewaltigsten und mächtigsten Fürsten und Tyrannen der Reich auf Erden erfreueſt und zur Sanftmuth bewegeſt?

Gesetze, die theuer erworbenen Freiheiten und Vorrechte verletzte und weder auf die Klagen noch auf die Vorstellungen der Landschaft achtete. Die Aemter, vom höchsten bis zum niedrigsten, wurden an den Meistbietenden verkauft, drückende Monopole eingeführt, ungemessene Frohndienste gefordert und die Steuern willkührlich erhöht.

Längst schon hatte Huber mit tiefem Kummer dieses Unwesen mit angesehen und längst schon sich schwere Vorwürfe darüber gemacht, daß auch er, als Oberamtmann, zu solchem ungesetzmäßigen Verfahren die Hand bieten, daß auch er einen Diener der unumschränkten Gewalt und einen Vollstrecker ihrer Befehle machen mußte. Jetzt sollte er einen neuen Plan ausführen helfen, welcher die, ohnedieß schon so schweren, Lasten des Landes noch um Vieles vergrößert hätte.

Dieß war die Einführung einer neuen allgemeinen Vermögens- und Schutzsteuer, welche, ohne die verfassungsmäßige Zuziehung der Landstände, allein von der Regierung ausgegangen war, und welche in ihrer ganzen Einrichtung so viel Unregelmäßiges, Drückendes und Lästiges hatte, daß selbst ihre Urheber voraussahen, man würde sie mit großer Mißbilligung aufnehmen. Deßwegen nahmen sie auch, um die glückliche Ausführung dieses Plans zu sichern, besondere Maasregeln. Die Oberamtleute bekamen eine besondere Instruktion, wie sie sich mit der Bekanntmachung dieses Plans bei den Stadt- und Amts-Versammlungen zu verhalten hätten. Sie sollten diesen den Plan so vortheilhaft und annehmlich als möglich darstellen, und sie auffordern, ihre Beistimmung dazu ohne Widerrede und Zögerung zu geben. Würde sich ein Mitglied dennoch dessen weigern, so sollten sie dieses sogleich abtretten lassen und ihm befehlen, sich schleunigst an den Herzog selbst zu wenden. Dabei sollten sie die Leute an die überall bemerkbare Güte des Herzogs erinnern und ihnen die tröstliche Aussicht auf eine Verminderung ihrer Lasten zeigen. Welcher Beamte sich hiebei eifrig und thätig erweisen würde, sollte belohnt, wer aber den Plan nicht durchzusetzen vermöchte, seiner Stelle entsetzt werden.

Ausserdem wurde noch die gewöhnliche Frühlings-Reise des Herzogs durch das Land dazu benützt, um an verschiedenen Orten die Oberamtleute zusammenkommen zu lassen, damit sie Karls mündliche Befehle vernehmen könnten. Huber, mit noch eilf andern seiner Amtsgenossen, war nach Balingen berufen, hier erklärte ihnen der Herzog, da der bisherige Beitrag des Landes zur Unterhaltung seines Militärs bei weitem nicht zureiche und die Landschaft sich weiter zu geben weigere, so finde er sich berechtigt, sich selbst zu helfen, daher habe er eine neue Besteurungs-Art entworfen, die den Vorzug hätte, die Lasten gleichmäßiger zu vertheilen. Sein Minister würde ihnen das Weitere hierüber erklären und ihnen eine geheime Instruktion einhändigen,

1616 erschien hierauf die „Chymische Hochzeit Christian Rosenkreuz,“ eine Schrift, zu welcher Andreä schon viel früher den Entwurf gemacht hatte, ein Roman, wo schöne Dichtungen mit feiner Satyre abwechseln, und in dem sich seltsame Gebilde der Phantasie finden. Der Held des Romans, Christian Rosenkreuz wird 1489 auf eine wunderbare Weise zu der Hochzeit eines unbekannten Königs geladen und eben so wunderbar in dessen verborgenes Schloß geführt, wo er Zeuge und Gehülfe bei einer Menge von Abentheurern und chymisch-magischen Versuchen ist.

Was der Zweck dieser Schriften war, läßt sich wohl auffinden. Andreä wollte theils die Hauptkrankheit seiner Zeit, die Vorliebe für geheime Künste, verspotten, theils auch darauf hinweisen, was eigentlich das Ziel des Strebens für seine Zeitgenossen seyn sollte, Verbreitung des wahren Christenthums und ächte Aufklärung. Um sichrer seinen Zweck zu erreichen, wählte er eine auffallende Form und Einkleidung, und wohl mag ihn seine noch jugendliche Phantasie bei der Ausarbeitung dieser Werke oft weiter geführt haben, als es seine Absicht war, weßwegen er daher auch in reiferem Alter, bei kälterer Ueberlegung nicht gerne sich für den Verfasser, wenigstens der beiden ersten dieser Schriften, bekennen mochte. Ja! früher schon, trat er als Verspotter seiner eigenen Werke auf, er erklärte die Rosenkreuz-Brüderschaft für ein Gaukelspiel, und sagte von seiner chymischen Hochzeit geradezu, sie sey ein Spiel mit den Abentheuerlichkeiten seiner Zeit gewesen. In seiner Schrift: Turris Babelsive Indiciorum de fraternitate Rosae Crucis Chaos (1619), zog er ebenfalls gegen jene Gesellschaft los, und schilderte sich selbst hier unter dem Namen Resipiscens, ebenso erklärte er sich in dem Syntagma de Curiositatis pernicie (1620) sehr heftig gegen dieselbe, so wie gegen andre Träumer und Schwärmer jener Zeit, er verdammte jeden überspannten Eifer, zu wissen und zu

---

best ferner bis zu End denselben leben? Also schweben an einem Orte, daß auch weder diejenigen, so in Ostindien wohnen, ihre Geschichte verbergen, noch auch die andern, so in Westindien seyn, ihre Rathschläge verhehlen können? Also lesen in einem einzigen Buch, daß, was alle die Bücher, so jemals gewesen, jetzo seyn oder künftig hervorkommen werden, in sich etwa gehabt, anjetzo haben oder künftig haben werden, du dasselbe allzumal darinnen leseſt, verstehest, erhalteſt? Also singen und klingen, daß du anstatt der Felsen, Edelgesteine und Perlen, anstatt der unvernünftigen Thier, die hochverständigen Geister zu dir zieheſt? Anstatt des Plutonis die gewaltigsten und mächtigsten Fürsten und Tyrannen der Reich auf Erden erfreueſt und zur Sanftmuth bewegeſt?

muß sich nach einen tauglichen Nachfolger umsehen. 5) Siegel und Losung soll ihnen das Wort R.C. seyn. 5) Die Brüderschaft soll hundert Jahr verschwiegen bleiben. Alle acht Mitglieder der Gesellschaft erreichten ein hohes Alter und wählten ihre Nachfolger, denen sie aber nur das Nothwendige mittheilten. Erst nach langer Zeit fand man in Rosenkreuz Wohnung eine verborgene Thür und hinter dieser ein, von einem magischen Licht erhelltes, Gewölbe mit dem Grabmale des Rosenkreuz 14), dessen Körper darinn noch unverwest nebst allerlei andern Merkwürdigkeiten gefunden wurde. An diese Brüderschaft sich anzuschließen, ergeht nun der Aufruf an die Gelehrten Europa's, und dann heißt es weiter: Damit aber auch ein jeder Christ wisse, was Glaubens und Vertrauens wir Leut seyen, so bekennen wir uns zur Erkenntniß Jesu Christi, wie dieselbige zu dieser letzten Zeit, besonders in Teutschland hell und klar ausgegangen, und noch heut zu Tag von gewissen und ausgezeichneten Ländern erhalten, bestritten und propagirt wird; in der Polizei erkennen wir das römische Reich und Quartam Monarchiam für unsre und der Christen Haupt. Es wird ferner erklärt, was ihre Philosophie sey, die Weisheit der weisesten Männer aller Zeiten in Uebereinstimmung mit der Bibel, die „gottlos und verdammt Goldmacherei" wird verworfen, weil sie durchaus nicht der höchste Zweck der Weisheit sey, indem es den wahren Philosophen ein Kleines und blos ein Nebengeschäft sey, Gold zu machen und sie dergleichen Stücklein noch etlich tausend bessere hätten. Wer eine Lust habe in die Gesellschaft einzutretten, wird hiezu aufgefordert, jeder aber, der aus falschen eigennützigen Absichten sich entschließen wolle, ernstlich gewarnt. Hiezu kam denn noch 1615 eine „Confession oder Bekenntniß der Societaet R. C. an die Gelehrten Europae, worinn wiederhohlt und weiter ausgeführt wird, was in der Fama gesagt wurde. Hier heißt es, die Gesellschaft habe verschiedene Grade, eine eine eigene Sprache und besondre Buchstaben und vornemlich wird die Glückseligkeit der Brüder sehr glänzend geschildert. 15) Im Jahre

14) Ein runder Altar mit einer Messing-Platte, worauf eingegraben war: A. C. R. C. Hoc universi compendium vivus mihi sepulcrum feci, um den Rand herum die Worte: Jesus mihi omnia, in der Mitte 4 Figuren, mit der Umschrift: 1) Nequaquam vacuum, 2) Legis jugum. 3) Libertas Evangelii. 4) Dei gloria intacta.

15) War das nicht für uns genug, heißt es, hinfürders weder Hunger, noch Armuth, noch Krankheit, noch unvermögliches Alter zu fürchten haben? Ist nicht das ein vortrefflich, wundersam, herrlich Ding, also leben zu jeder Stund, als hättest du von Anfang der Welt her gelebt, als wür-

1616 erschien hierauf die „Chymische Hochzeit Christian Rosenkreuz," eine Schrift, zu welcher Andreä schon viel früher den Entwurf gemacht hatte, ein Roman, wo schöne Dichtungen mit feiner Satyre abwechseln, und in dem sich seltsame Gebilde der Phantasie finden. Der Held des Romans, Christian Rosenkreuz wird 1489 auf eine wunderbare Weise zu der Hochzeit eines unbekannten Königs geladen und eben so wunderbar in dessen verborgenes Schloß geführt, wo er Zeuge und Gehülfe bei einer Menge von Abentheurern und chymisch-magischen Versuchen ist.

Was der Zweck dieser Schriften war, läßt sich wohl auffinden. Andreä wollte theils die Hauptkrankheit seiner Zeit, die Vorliebe für geheime Künste, verspotten, theils auch darauf hinweisen, was eigentlich das Ziel des Strebens für seine Zeitgenossen seyn sollte, Verbreitung des wahren Christenthums und ächte Aufklärung. Um sichrer seinen Zweck zu erreichen, wählte er eine auffallende Form und Einkleidung, und wohl mag ihn seine noch jugendliche Phantasie bei der Ausarbeitung dieser Werke oft weiter geführt haben, als es seine Absicht war, weßwegen er daher auch in reiferem Alter, bei kälterer Ueberlegung nicht gerne sich für den Verfasser, wenigstens der beiden ersten dieser Schriften, bekennen mochte. Ja! früher schon, trat er als Verspotter seiner eigenen Werke auf, er erklärte die Rosenkreuz-Brüderschaft für ein Gaukelspiel, und sagte von seiner chymischen Hochzeit geradezu, sie sey ein Spiel mit den Abentheuerlichkeiten seiner Zeit gewesen. In seiner Schrift: Turris Babelsive Indiciorum de fraternitate Rosae Crucis Chaos (1619), zog er ebenfalls gegen jene Gesellschaft los, und schilderte sich selbst hier unter dem Namen Resipiscens, ebenso erklärte er sich in dem Syntagma de Curiositatis pernicie (1620) sehr heftig gegen dieselbe, so wie gegen andre Träumer und Schwärmer jener Zeit, er verdammte jeden überspannten Eifer, zu wissen und zu

---

best ferner bis zu End denselben leben? Also schweben an einem Orte, daß auch weder diejenigen, so in Ostindien wohnen, ihre Geschichte verbergen, noch auch die andern, so in Westindien seyn, ihre Rathschläge verhehlen können? Also lesen in einem einzigen Buch, daß, was alle die Bücher, so jemals gewesen, jetzo seyn oder künftig hervorkommen werden, in sich etwa gehabt, anjetzo haben oder künftig haben werden, du dasselbe allzumal darinnen leseſt, verstehest, erhaltest? Also singen und klingen, daß du anstatt der Felsen, Edelgesteine und Perlen, anstatt der unvernünftigen Thier, die hochverständigen Geister zu dir ziehest? Anstatt des Plutonis die gewaltigsten und mächtigsten Fürsten und Tyrannen der Reich auf Erden erfreuest und zur Sanftmuth bewegest?

Konrad Widerhold.

Wenn ausgezeichnete Verdienste um ein Land Ansprüche auf das Bürgerrecht desselben geben, so darf hier Konrad Widerhold nicht vergessen werden, obgleich er zu Ziegenhain im Hessischen geboren wurde (d. 20. April 1598); um so mehr, da er beinahe ein halbes Jahrhundert in Wirtenbergischen Diensten stand.

Widerholds Aeltern waren von geringem Stande, und er besuchte daher nur die teutsche Schule seiner Vaterstadt, wo er Lesen, Schreiben und Rechnen lernte. In seinem siebzehnten Jahre nahm der Jüngling Kriegsdienste, wurde bald darauf Gefreiter, und verheurathete sich nun zu Delmenhorst mit Anna Hermegard, der Tochter des Ahasver Burkhart, fürstlich holsteinischen Kommandanten der Insel Helgoland (d. 10. Jul. 1617), die ihm aber in neunundvierzigjähriger Ehe nur einen Sohn gebar, welcher frühzeitig wieder starb.

Kurz nachher trat Widerhold unter dem Regiment des Grafen von Löwenstein in venetianische Kriegsdienste, und brachte nun zwei Jahre in Italien zu. Der Aufenthalt in diesem Lande war für ihn von großer Wichtigkeit, denn er erwarb sich während dieser Zeit tüchtige Kenntnisse in allen Theilen der Kriegskunst, und machte sich so zu höhern militärischen Würden geschickt. Im Jahre 1619 kam er nach Wirtenberg, wo ihn der Herzog Johann Friderich als „Trillmeister" in seine Dienste nahm. Als solcher mußte Widerhold die neue Kriegsmannschaft im Gebrauch der Waffen und in andern militärischen Uebungen unterweisen. Sein Fleiß und seine Geschicklichkeit hiebei machten, daß er 1622 zum Lieutenant, zwei Jahre später zum Hauptmann, 1627 zum Major, 1632 aber zum Obrist-Lieutenant ernannt wurde.

Seine Dienstzeit in Wirtenberg fiel gerade in die stürmevollen Jahre des dreißigjährigen Kriegs, und er fand, wie damals jeder tüchtige Kriegsmann, Gelegenheit genug sich auszuzeichnen. Freilich blieb während der ersten Jahre jenes Krieges Wirtenberg von fremden Einfällen verschont und genoß noch eine ziemliche Ruhe. Allein bald erschienen auch hier des Kaisers siegreiche, raubgierige Schaaren, und

kurz nach des Herzogs Johann Friedrich Tode kam ein kaiserlicher Befehl, der für das Land noch verderblicher war, als jene wilden Kriegerhorden, das Restitutions-Edikt (d. 6. März 1629), wodurch alle, zur Zeit der Reformation eingezogenen Kirchen-Güter und Klöster wiederum in die Hände der katholischen Geistlichkeit kamen. Vergebens that die wirtenbergische Regierung Einsprache hiergegen, sie wurde genöthigt, der Gewalt zu weichen, da sie zu schwach zum Widerstand war, und so mußte auch Widerhold, der damals das Kloster Sankt-Georgen besetzt hielt, und entschlossen war, die fremden Truppen nicht hinein zu lassen, auf Befehl des herzoglichen Vormundes von seinem Posten abzuziehen und es noch dazu geschehen lassen, daß der Vormund wegen seines Versuchs Widerstand zu leisten, sich beim Kaiser entschuldigte, daß es ohne seinen Befehl geschehen, von einem, der sich besser aufs Kriegswesen, als auf den Wohlstand verstehe, und er selbst keinen Gefallen an diesem Betragen hätte.

Auch im Kampfe gegen die kaiserlichen Truppen unter dem Grafen von Fürstenberg waren für Widerhold keine Lorbeern zu erkämpfen, denn so kühn auch der neue Vormund, Herzog Julius Friderich, dem anrückenden Feinde entgegen gezogen war, so plötzlich entfiel ihm bei dessen Anblick der Muth, und, ohne daß ein Schwerdtstreich geschehen wäre, endigte sich nach etlich Wochen der ganze Feldzug durch einen Vergleich (1631).

Jetzt aber nahte der heldenmüthige Schweden-König, Gustav Adolf, mit seinem siegreichen Heere, die katholischen Geistlichen zogen mit den kaiserlichen Truppen ab, und schnell wurde nun in Wirtenberg eine neue Heerschaar zusammengebracht, um mit dieser die östreichischen Besitzungen in Schwaben zu erobern.

Der Major Widerhold rückte im Junius 1633 mit 4 Kompagnien vor das feste Schloß Schramberg, dessen Besatzung kurz vorher eine wirtenbergische Kriegsschaar in die Flucht geschlagen hatte. Die Belagerung dauerte bis zum 12. August, wo die Feinde sich, aus Mangel an Wasser, ergeben mußten. Die Besatzung erhielt freien Abzug, das Schloß selbst aber wurde angezündet und gänzlich zerstört. Hierauf wurde Widerhold zum Kommandanten von Hornberg ernannt, aber er fand diesen Ort zu einer längern Vertheidigung nicht geeignet, denn die untere Festung war leicht einzunehmen, mit ihr wurde der Besatzung das Wasser abgeschnitten, und da es auch an Mund-Vorrath fehlte, so mußte der Mangel an zwei so nöthigen Dingen, die Uebergabe in kurzer Zeit herbeiführen. Dieß Alles setzte Widerhold dem Ober-Anführer auseinander und bat um Verhaltungs-Befehle, damit nicht seine „Ehr und Reputation" in Gefahr gerathe, „die er mehr als sein Leben liebe."

Doch es kam zu keiner Belagerung Hornbergs, so lange Widerhold dort kommandirte, die Schlacht bei Nördlingen (d. 27. August 1634) veränderte plötzlich die Lage der Dinge, die kaiserlichen Truppen erhielten wiederum die Oberhand, der Herzog Eberhard mußte schleunigst aus dem Lande entweichen und hatte kaum noch Zeit seine Festungen nothdürftig zu besetzen.

Glücklicherweise wählte er zum Kommandanten der wichtigsten derselben, Hohentwiel, den Oberst-Lieutenant Widerhold, und so geschah es, daß während die übrigen Festungen alle in die Gewalt der Feinde fielen, diese allein den ganzen Krieg hindurch unerobert blieb.

Hohentwiel liegt unweit das Rheins und der Schweizer Gränze, auf einem ziemlich hohen Berge, welcher ringsumher die Gegend beherrscht. Ungefähr in der Mitte des Bergs ist die untere Festung mit einem Bronnen, von ihr an erhebt sich der Berg immer steiler, doch an seinem Abhang mit Weinreben bepflanzt bis zur obern Festung, zu welcher ein einziger Weg über mehrere Zugbrücken führt. Sie hat starke Mauern und Thürme, in den Felsen gehauene Keller und Gewölbe, auch ein, mit Gräben und Thürmen noch besonders befestigtes, Schloß und einige Zisternen. Uralt ist diese Feste, sie gehörte lange Zeit den Herzogen von Schwaben, deren mehrere hier ihren Sitz hatten, später erhielten sie die Herrn von Klingenberg, von diesen kam sie an Wirtenberg (d. 23. Mai 1521) und behielt den Ruhm, nie erobert worden zu seyn, bis in den Mai 1800, wo der Kommandant sie schimpflicher Weise den Franzosen übergab, welche die obere Festung gänzlich zerstörten, so daß jetzt nur noch die untere mit einigen Höfen besetzt ist.

Dieß war der Ort, welcher Widerholds Namen unsterblich machen sollte, hier widerstand der tapfere Held nicht nur vierzehn Jahre lang allen feindlichen Angriffen, sondern er verbreitete auch von hier aus weithin Schrecken unter den Feinden, und fügte ihnen beträchtlichen Schaden bei. Denn gleich dem Adler saß er spähend auf seinem Felsen-Neste, und wo sich Gelegenheit zu Kampf und Beute zeigte, kam er herangeeilt mit seinen Kriegern.

Seine erste Sorge war die, ziemlich vernachläßigte, Festung in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, und mit dem nöthigen Mundvorrath zu versehen. Die nahe gelegenen Schlösser, Hohenkrähen, Hohenstoffeln und Mägdeberg ließ er zerstören, damit nicht der Feind sie besetzen und er auf solche Art eine lästige Nachbarschaft erhalten möchte, und aus der Umgegend wurden alle Lebensmittel, die man nur auftreiben konnte, herbeigeschafft und so die Vorrathskammern gefüllt. Sobald aber auf solche Art für die Festung selbst gesorgt war, begann Widerhold auch seine kriegerischen Unternehmungen. Als er erfuhr,

der Bischof von Konstanz werde auf der Jagd nach Bollingen kommen, säumte er nicht, diesen dort aufzusuchen und brachte wenigstens das bischöfliche Leib-Pferd und Silbergeschirr von seinem Zuge mit nach Hause. Hierauf, als er vernahm, daß die Ueberlinger etlich Güterwagen aus Ulm angefallen und weggenommen hätten (d. 23. November 1634), eilte er mit den Seinigen vom Berge herab, schnitt jenen den Weg ab, nahm ihnen den Raub, tödtete ihrer 350 und bekam 200 gefangen. Diese letztern, der kaiserlichen Sache nicht sehr ergeben, halfen ihm, seinem Unternehmen vollends die Krone aufsetzen. Von ihnen geführt, zogen die Hohentwieler vor Ueberlingen, wo man sie für die zurückkehrende Streifpartie hielt und ihnen unbedenklich die Thore öffnete. Jetzt wurde der Irrthum erkannt, aber zu spät, denn die Eingedrungenen hieben die Wache an den Thoren nieder und bemächtigten sich der Stadt. Weil aber ihre Zahl zu gering war, um sie zu behaupten, plünderten sie dieselbe, steckten sie in Brand und zogen mit dem groben Geschütz und reicher Beute nach Hohentwiel zurück.

Diese glücklich ausgeführten Züge machten die Feinde aufmerksam, sie blokirten die Festung und begannen endlich dieselbe förmlich zu belagern (1635). Obgleich nun gerade damals eine ansteckende Krankheit in Hohentwiel wüthete, so vertheidigte sich doch Widerhold so muthig, daß der Feind durchaus keinen Vortheil über ihn erringen konnte, ja sogar bei mehreren Ausfällen der Besatzung bedeutenden Schaden litt. Durch Unterhandlungen war eben so wenig zu gewinnen und so war der Anführer der Belagerten, der Obrist Vizthumb von Eysatt endlich gezwungen mit Widerhold einen Vergleich zu schließen (d. 25. Februar 1636). Diesem zufolge sollte die Garnison auf die Stärcke, welche sie 1627 gehabt, zurückgebracht, künftig nie mehr vergrößert und ohne den Schaden der Nachbarn unterhalten werden, auch der Kommandant sich verpflichten gegen den Kaiser nur vertheidigungsweise zu Werk zu gehen, eine rechte Neutralität und gute Nachbarschaft zu halten und die Festung blos seinem Landesherrn zu bewahren. Dagegen wurde von Seiten des Kaisers die Belagerung aufgehoben, und versprochen, daß die Festung auch künftig nicht mehr angegriffen werden sollte.

Jetzt hatte Widerhold eine Zeitlang Ruhe, welche er dazu benutzte, die Festungswerke zu verstärken und auszubessern und seine, ziemlich geschmolzenen, Vorräthe an Lebensmitteln zu ergänzen. Den geschlossenen Vertrag hielt er gewissenhaft, bis der Kaiser selbst denselben brach, indem er zu einer Hauptbedingung der Wieder-Einsetzung des Herzogs Eberhard in seine Erblande die Uebergabe Hohentwiels machte, und den Herzog zwang, dem Kommandanten selbst den Befehl

hiezu zu übersenden. Widerhold wußte wohl, daß nur die äußerste Noth und die Hilflosigkeit seinen Landesfürsten zu einem solchen Schritt bewegen konnte, er hatte noch überdieß dessen schriftliche Erklärung erhalten, daß er im Ernste dieß zu thun gar nicht Willens sey (d. 21. März 1638) und durfte daher überzeugt seyn, daß ihm sein scheinbarer Ungehorsam nicht übel würde genommen werden. Daher verweigerte er entschlossen die Uebergabe der ihm anvertrauten Festung, um aber einen Rückhalt und eine Unterstützung zu haben, die ihm sein Landesherr nicht gewähren konnte, beschloß er mit dem Herzog Bernhard von Weimar, welcher damals in französischen Diensten am Rhein siegreich kämpfte, einen Vertrag einzugehen. Nach diesem erhielt er vom Herzog eine beträchtliche Summe Geldes zum Sold für seine Besatzung und zu andern nöthigen Bedürfnissen, dafür leistete er demselben samt der Besatzung den Diensteid, und übergab ihm die Festung, die er forthin in seinem Namen kommandiren sollte (d. 11. November 1637.)

Dieser Vertrag aber wurde so lange geheim gehalten, bis Widerhold sich gezwungen sah, ihn bekannt zu machen. Der Kaiser nemlich ließ nicht nach bei dem Herzog Eberhard sein Ansinnen der Uebergabe Hohentwiels zu erneuern, und knüpfte hieran, als an eine Hauptbedingung, die Wiedereinsetzung desselben, so sah sich denn Eberhard gezwungen, einen neuen Befehl deßwegen zu erlassen, und mit den zur Uebernahme der Festung abgeordneten kaiserlichen Kommissarien, seinen Rath, D. Jäger, und den Oberst Böcklin von Böcklisau, nach Hohentwiel abzuschicken (1638). Jetzt zeigte Widerhold jenen Vertrag vor und erklärte, ohne Einwilligung des Herzogs Bernhard dürfe er die Festung Niemand übergeben. Vergebens stellte man ihm vor, er verzögere dadurch die Wiedereinsetzung seines Landesfürsten und kränke sogar seine Ehre, Widerhold beharrte auf seiner Weigerung, und ebenso wenig gab die Besatzung Böcklins Antrage, die Festung auch ohne des Kommandanten Einwilligung zu übergeben, Gehör.

Jetzt, da der Kaiser sah, daß er auf solchem Wege nicht zum Besitz Hohentwiels gelangen würde, stand er von dieser Bedingung ab und willigte endlich doch in Eberhards Widereinsetzung. Dafür mußte das Kaiserliche Heer nun einen neuen Versuch machen, ob es nicht möglich wäre, Hohentwiel durch Waffengewalt zu erobern. Im Monat Junius 1639 geschah ein neuer Angriff auf dasselbe, bei Nacht wurde die untere Festung erstürmt, und die Wache daselbst niedergehauen. Aber schnell war Widerhold da und trieb die Feinde wieder zurück, die nun auch sogleich abzogen. Im August jedoch kamen sie wieder und versuchten zuerst mit Unterhandlungen ihr Heil. Es wurden wiederum

Schreiben vom Herzog Eberhard vorgezeigt, welche die Uebergabe befahlen; jetzt, hieß es, da der Herzog von Weimar todt wäre, sey der Kommandant durch den Schwur, den er früher diesem geleistet habe, nicht mehr gebunden, auch wurde ihm und seinen Leuten ein ruhmvoller Abzug, General-Pardon und, wenn sie nicht im Kaiserlichen Heere Dienste nehmen möchten, sicheres Geleit, wohin sie wollten, zugesichert.

Aber Widerhold antwortete hierauf, obgleich der Herzog von Weimar todt sey, so bestehe dessen Generalität noch, und dieser halte er sich ebensogut für verpflichtet, als dem Herzog selbst, er würde daher wider Pflicht, Eid und gutes Gewissen handeln, wenn er die Festung übergäbe, vielmehr sey er entschlossen, diese bis aufs Aeußerste, oder bis zum allgemeinen Frieden zu vertheidigen, in der Zuversicht, daß sein Vorhaben mehr zum Nutzen als zum Schaden seines Landesherrn dienlich seyn werde. Nun folgten neue, schärfere Befehle des Herzogs zur Uebergabe, ja dem letzten derselben setzte er mit eigner Hand bei: Wofern du Widerhold uns noch mit Treuen meinest, wirst du diesem Befehl Folg leisten und deine Treu, Ehr und Namen zu retten, dich mit befohlener Lieferung dieses Hauses nicht länger aufhalten, sondern eines Endlichen gegen uns erklären.

Aber auch dieß war vergeblich und eben so fruchtlos blieben die Versuche, durch heftiges Beschießen und durch Grabung von Minen, die Festung zu gewinnen, denn das erste that so wenig als das letzte bedeutenden Schaden, so daß endlich der Feind, nachdem er 1300 Mann während der Belagerung verloren hatte, wieder abziehen mußte, 9) Zwar erschien gleich darauf eine neue Heerschar, um die Festung einzuschließen, aber auch diese zog, ohne etwas ausgerichtet zu haben, im Januar 1640 wieder ab.

Da erschien im August des nemlichen Jahres der spanische General Don Frederigo Enriquez mit kaiserlichen, baierischen und spanischen Truppen, und fieng, nachdem ein neuer Versuch durch Unterhandlungen die Festung zu gewinnen, so fruchtlos als die frühern abgelaufen war, die Belagerung mit vielem Nachdruck an. Doch Widerhold

9) Während dieser Belagerung bemerkte Widerhold, daß die Feinde in einer, nahe bei der Festung liegenden, Kelter des Tags über bei einem Feuer Wache hielten, des Nachts aber die Kelter verließen. Nun ließ er gleich in der nächsten Nacht eine Granate mit vielen Schlägen in die Kelter eingraben. Diese entzündete sich durch das Wachtfeuer, welches die Feinde am nächsten Tage wie gewöhnlich machten, und die Kelter wurde mit einer starken Anzahl von ihnen in die Luft gesprengt.

wehrte sich tapfer, that dem Feinde großen Schaden, und am 7. Oktober erschien der schwedische Oberstlieutenant Rose, um die Festung zu entsetzen. Nun wurde das Belagerungsheer von zwei Seiten angegriffen — denn auch Widerhold that einen Ausfall — und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht geschlagen. Gleich darauf nahmen Rose und Widerhold auch das von den Feinden besetzte Hohenstoffeln mit Sturm ein, und auch diese Belagerung endigte mit schwerem Verlust für die kaiserlichen Truppen.

Aber noch immer ließ der Kaiser nicht ab, mit seinen Versuchen, die für ihn so wichtige Festung zu gewinnen. Im November wurde der Oberst Aescher abgeschickt mit einer Vollmacht: „dem Kommandanten Hohentwiels, wenn er dieses übergeben werde, nicht nur die kaiserliche Gnade und völlige Pardon zu ertheilen, sondern auch aller Bedingungen und anderer Nothdurft halber mit ihm einen völligen Schluß und verbindliche Abhandlung zu pflegen, auch daneben, weil Widerhold vorgebe, den Erben des Herzogs von Weimar noch 50,000 Gulden schuldig zu seyn, ihn zu versichern, daß der Kaiser diese Schuld abtragen, und ihn, den Kommandanten, noch besonders zu seiner genügsamen Vergnügung recompensiren und wenn er in kaiserliche Dienste zu tretten begehre, seinem Befehl und seinen Qualitäten gemäß anstellen wolle.“ Aber Versprechungen vermochten bei Widerhold soweenig als Drohungen und Gewaltangriffe, und so mißlang auch dieser Versuch.

Zu Anfang des nächsten Jahres führte Widerhold eine eben so kühn als klug angelegte Unternehmung aus. Er hatte erfahren, daß der Schlickische Amtmann zu Balingen 20,000 Reichsthaler eingenommen habe, und im Begriff sey, sie einem Kommissair seines Herrn zu übergeben. Sogleich zog er in der Stille mit 30 Reutern und 100 Fußgängern von der Festung ab, kam den 19. Januar vor Tages-Anbruch bei Balingen an, versteckte sich mit seinen Leuten in der Nähe und schickte blos einige davon theils als Zimmerleute, theils als Marktleute verkleidet ans Thor, diese baten die Wache, ihnen der Kälte wegen zu erlauben, daß sie ein wenig in die Wachtstube tretten dürften. Dieß wurde gestattet, und einer, der einen Sack mit Nüssen trug, sagte, er wollte der Wache dafür etlich Nüsse verehren, er öffnete den Sack, ließ aber, wie aus Ungeschick, die Nüsse auf den Boden rollen. Die Wache fiel drüber her, indeß aber warfen einige Handgranaten unter die Nüsse, andre bemächtigten sich des Schlagbaums. Zwar entkam die Wache noch in die Stadt und schloß das Thor, aber dieß ward mit einer Petarde aufgesprengt, und Widerhold bemeisterte sich der Stadt. Das Geld wurde weggenommen, die Schlickischen Beamten geplündert und mit fortgeführt, und Widerhold

eilte so wenig mit seiner reichen Beute, daß er noch Zeit fand, sich in Tuttlingen mehrere Stunden aufzuhalten und die Pathenstelle bei dem Kinde eines dortigen Bürgers anzunehmen.

Um die Aerndtezeit erschienen wieder Feinde vor Hohentwiel, aber ein heftiges Gewitter vertrieb sie schnell wieder und auf dem Rückzug nahm ihnen Widerhold 50 Pferde ab. Hierauf kam im Oktober der kaiserliche General-Feldzeugmeister Ernst Georg von Sparr mit einer starken Heeresmacht und vielem Geschütz, und die Festung mußte eine neue Belagerung, die heftigste von allen, aushalten. Ueber 5000 Schüsse aus grobem Geschütz wurden auf sie gethan, jedoch ohne großen Schaden anzurichten. Dagegen beschädigte Widerhold die Feinde um so mehr durch Ausfälle und klugausgedachte Kriegslisten. Als er bemerkte, daß diese einige Rüben- und Erbsen-Aecker nahe bei der Festung häufig besuchten, ließ er hier Geschosse legen, welche bei der geringsten Berührung von selbst losgiengen, und auf die Erbsenstücke mit vielfarbigen Bändern geschmückte Hüte setzen, als die Feinde diese wegnehmen wollten, so giengen die Geschosse los, verwundeten und tödteten mehrere von ihnen. Auch versteckte er Soldaten, mit Piken bewaffnet, an welchen starke Angelhaken befestigt waren, ins Gebüsch und hinter Felsen, wenn nun diesen feindliche Reuter zu nahe kamen, zogen sie dieselben mit ihren Haken an sich, mehrere, der auf solche Art Gefangenen, nahmen bei Widerhold Dienste, und wurden Angelreuter genannt. Ein anderesmal ließ er seine Soldaten weisse Hemder über ihre Kleidung anziehen, da eben ein Schnee lag, und so überfielen diese unbemerkt die feindlichen Minirer und hieben sie nieder. Da aber die Feinde trotz alles Verlustes, und trotz der von Tag zu Tag zunehmenden Kälte, die Belagerung eifrig fortsetzten, so mußten 100 Reuter einen Ausfall machen, sich durch das feindliche Heer durchschlagen und die Schweden, die im Breisgau lagen, zum Entsatz auffordern. Diese säumten auch nicht zu kommen und Sparr mußte nun so eilig aufbrechen, daß er nicht einmal sein Lager und seine Schanzen zerstören konnte, und selbst einen großen Theil des Geschützes, des Sturmzeugs, des Geschützbedarfs und Mundvorraths zurücklassen mußte. 10)

Sobald der Frühling kam, begann nun Widerhold von Neuem

10) Es wurden erbeutet 16 Granaten von 3 Centnern, 3 kleine Mortier mit Hagel gefüllt, 3 Feuerböller, 1 Orgelgeschoß, 39 Hand-Granaten, 63 Musketen, 85 Piken, 1670 Geschütz-Kugeln, 1/2 Centner Pulver, ein Fäßlein mit Salpeter, 670 Pfunde Musketen-Kugeln, 20 Kartätschen, ein Fäßlein Wurfeisen, 337 Stück Schanz-Materialien u. s. w.

seine Streifzüge, machte reiche Beute und setzte ganz Oberschwaben in Schrecken. Die naheliegende, sehr starke Festung Wildenstein hätte er schon lange gern in seiner Gewalt gehabt, jetzt erbot sich ihm ein Sergeant dieselbe zu erobern. Am 10. August 1642, einem Sonntage, zog er bei Nacht mit 15 Soldaten aus und versteckte sich mit diesen hinter einen, der Festung nahe liegenden, Misthaufen. Unbesorgt, wie gewöhnlich, zogen die Bewohner der Festung am Morgen nach Mößkirch zum Gottesdienst, nur ein einziger Greis blieb in der Festung zurück. Als dieser die Hohentwieler, gleichsam aus der Erde hervorkommen sah, floh er voll Schrecken feldeinwärts und der Sergeant machte sich zum Meister der Festung. Allein die reiche Beute, welche er hier fand, ließ ihn der nöthigen Eile und Vorsicht vergessen, die Besatzung kam ihm über den Hals und er mußte froh seyn, daß sie ihn mit den Seinigen, die, was sie tragen konnten, mitnehmen durften, frei abziehen ließ. In Hohentwiel wurde er deßwegen vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, doch auf Fürbitte der Soldaten begnadigt. Kurz nachher nahm Widerhold die Schlösser Homburg und Nellenburg ein, plünderte sie aus und zerstörte sie. Auch nahm er den Kommandanten von Ratolfzell mit 20 Reutern gefangen, und eben so den Abt Raimund von Blaubeuren, dessen Kloster er ebenfalls ausplünderte.

Im Verein mit dem Generalmajor von Erlach versuchte er im November sogar einen Angriff auf Konstanz, als dieser mißlang, zog er gegen Tuttlingen, schoß Bresche und erstürmte diese Stadt, verließ sie aber beim Herannahen der Feinde bald wieder. Im Januar des folgenden Jahres überfiel er Ueberlingen zum zweitenmal, sprengte das Thor, eroberte die Stadt und machte reiche Beute, nahm auch aus einem Kloster eine Orgel mit fort, um sie in die, von ihm neuerbaute, Kirche zu Hohentwiel zu setzen.

So fuhr er fort durch unaufhörliche Streifzüge und kühne Unternehmungen von mancherlei Art sich den Feinden furchtbar zu machen, weßwegen auch, da frische Unterhandlungen so vergeblich als die frühere waren, der Kurfürst von Baiern zu einer neuen Belagerung Hohentwiels schritt. Weil diese aber nicht glücklicher von Statten gieng, als die früheren, so fieng man wieder Unterhandlungen an und machte Widerhold die glänzendsten Versprechungen. Dieser aber antwortete: Man habe ihm auf verschiedene Weise zugesetzt, und um die ihm anvertraute Festung gebuhlt, er aber begehre seinem Herrn getreu zu dienen. Gerade dadurch, daß er Hohentwiel so hartnäckig vertheidige, hoffe er dem Herzog von Wirtenberg sein Land wieder zu verschaffen, wie man aber indeß in diesem Lande hause, so betrage er sich auch und

plage die Feinde, wie er könne. Im Verlauf der Unterhandlungen aber erklärte er, er wolle die Festung zwar übergeben, jedoch niemand anders, als seinem Landesherrn und nur unter der Bedingung, daß Oestreich niemals Ansprüche darauf mache, und nicht eher, als bis diese Macht solches feierlich versprochen hätte. Allein dieß wollte der Kaiser nicht thun, und so kam der, schon aufgesetzte, Vertrag (d. 31. Mai 1644) nicht zur Vollziehung, die Blokade der Festung dauerte noch etliche Zeit fort, bis das Kriegsglück der Franzosen die Baiern zwang, sie aufzuheben.

Jetzt konnte Widerhold seine kühnen Ausflüge erneuern, und die katholischen Stände Oberschwabens fühlten wieder seine schwere Hand, die Stadt Pfullendorf, die Inseln Meinau und Reichenau, das Kloster Weingarten, die Stadt Sulz und andre Orten, wurden von ihm heimgesucht, und glücklich entgieng er selbst dagegen einem von seinen Feinden ihm gelegten, Hinterhalt. So gieng es fort, bis endlich das Jahr 1648 Teutschland den längst ersehnten Frieden brachte.

Bei den Friedens-Unterhandlungen hätte es der Kaiser gar zu gerne dahin gebracht, daß wenigstens die Festungswerke von Hohentwiel zerstört würden, aber er drang mit seinem Begehren nicht durch, vielmehr wurde in dem Friedens-Vertrag die vollkommene Uebergabe der Festung von Wirtenberg ausdrücklich zur Bedingung gemacht. Diese aber erfolgte, da Widerhold nach des Herzogs von Weimar Tod wirklich als Oberst in französische Dienste getretten war, und also ohne Einwilligung Frankreichs hier nicht handeln konnte, erst am 4. Julius 1650, als die fremden Truppen Schwaben völlig geräumt hatten.

Widerhold übergab die ihm anvertraute Festung nicht nur unerobert, sondern auch in einem weit bessern Zustande, als er sie bekommen hatte. Die Festungswerke waren verbessert und erweitert, namentlich die untere Festung, anstatt mit bloßen Palissaden mit ordentlichen Verschanzungen verwahrt, die Zahl der Gewölbe und Vorrathskammern war vermehrt und sie auf viele Jahre mit Vorrath versehen, ausser der Kirche waren noch mehrere Gebäude, namentlich auch die Windmühlen, errichtet worden, und überall war Alles in trefflichster Ordnung und im besten Stande.

Der Herzog Eberhard mißkannte auch Widerholds große Verdienste nicht, er ernannte ihn zum Kriegs-Rath und Obersten über ein Regiment zu Fuß, zum Ober-Kommandanten von Hohentwiel, zum Obervogt in Kirchheim und zum Inspektor in Nürtingen, er belehnte ihn mit den Rittergütern Neidlingen, Randeck und Ochsenwang, und würde ihm noch den Grafen-Titel gegeben haben, hätte nicht Widerhold diesen ausgeschlagen.

So trat denn Widerhold nun aus dem langen, unruhigen Kriegsleben in den Stand eines bürgerlichen Beamten über, und, was bei großen Kriegshelden selten ist, er gewöhnte sich gleich an seine neuen friedlichen Beschäftigungen, und seine Wirksamkeit war für Kirchheim sehr seegensreich, die schweren Wunden, welche der Krieg der Stadt geschlagen hatte, wurden geheilt, und diese kam zu einem blühenden Wohlstand.

So lebte Widerhold noch 17 Jahre, geliebt und geachtet von seinen Untergebenen; ruhig und gefaßt erwartete er das Herannahen seines Todes und starb, fünfzehn Monate nach seiner Gattinn, den 13. Junius 1667.

Der unsterbliche Vertheidiger Hohentwiels war, wie seine Lebens-Geschichte zeigt, ein Mann von nicht gemeinen Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Er besaß einen scharfen Verstand, eine nicht gewöhnliche Klugheit, eine große Erfahrung, und verband in seinem Kriegerleben unerschrockenen Muth mit behutsamer Vorsicht. Die Treue gegen seinen Fürsten bewies er auf mannigfache Art, als dieser noch zu Straßburg in großer Noth sich aufhielt, sandte er ihm einmal durch einen Bedienten in Bettlersgestalt eine ansehnliche Geldsumme zu, lauter Goldstücke, die in dem ausgehöhlten Wanderstabe des vermeinten Bettlers verborgen waren. Seine Frömmigkeit war groß und ungeheuchelt, und er suchte auch in seinen Untergebenen die nemlichen Gesinnungen zu erwecken, so lange er auf der Festung keinen eigenen Prediger hatte, las er ihnen selbst Gebete und Predigten vor, und um ihnen das schreckliche Fluchen abzugewöhnen, setzte er Geldstrafen fest, deren Ertrag dann für kirchliche oder wohlthätige Zwecke verwendet wurde; auch wandte er viel Geld auf die Herausgabe von theologischen und Erbauungs-Schriften. Er war höchst uneigennützig, gütig und mildthätig gegen Arme und Nothleidende, Kranke unterstützte er mit Geld und erquickte sie mit Essen und Trinken, Hausarme erhielten von ihm fortdauernd bestimmte Almosen und arme Waisen ließ er auf seine Kosten aufziehen. Und nicht die Mitwelt allein, auch die Nachwelt wurde von ihm reichlich bedacht, da er keine Kinder hinterließ, so verwandte er seine Reichthümer zu gemeinnützigen Zwecken und erwarb sich so ein neues Recht auf die Bewunderung und Dankbarkeit der Nachkommen. Zur Unterstützung von Studirenden, besonders von gebornen Kirchheimern, stiftete er 15000 Gulden, ferner setzte er für die Bibliothek und für die Armen von Kirchheim, so wie für die Garnison in Hohentwiel, gewisse Summen aus, ebenso bedachte er die Kirchen und Schulen und ihre Diener, und die Armen-Kästen in Hohentwiel, Neidlingen, Kirchheim, Stutt-

gart und andern Orten reichlich, und wurde auch auf solche Art der Wohlthäter des Landes, welches er als sein zweites Vaterland betrachtete.

Quellen: Predigt, gehalten bei der Leiche Hrrn K. W. u. s. w. von Matthäus Esenwein. 1667. Lobspruch der weitberühmten Festung Hohentwiel u. s. w., von Matthäus Esenwein. 1650. Theatrum Europaeum. T. IV. und V. Sattlers topographische Geschichte Wirtenbergs, p. 437 ff. Ebend. Geschichte Wirtenbergs unter den Herzogen, Thl. 7 und 8. M. Chr. D. Keßlers Leben Konrad Widerholds. Tübingen. 1782.

Johann Valentin Andreä.

In Zeiten großer allgemeiner Noth und Verderbniß sehen wir oft Männer erstehen, die nicht ergriffen von allgemeinem Verderben, vielmehr zu kräftigerer Geistes- und Gemüths-Thätigkeit aufgerufen durch die drangvolle Zeit, rastlos an deren Wieder-Erhebung arbeiten, nicht achtend der Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich ihnen in den Weg stellen, des Hasses und der Verfolgung, die sich gegen sie erheben, weil sie der hohe Zweck stärkt, dessen sie sich bei ihrem Handeln bewußt sind.

Ein solcher Mann war auch Johann Valentin Andreä, der Sohn Johann Andreä's, Specialsuperintendenten zu Herrenberg, wo er den 17. August 1586 geboren wurde. Er war ein kränklicher Knabe, von zartem Körperbau, aber desto lebendiger war sein Geist, desto munterer Sinn. Der Vater, seit 1591 Abt in Königsbronn, hielt ihn frühzeitig zur Schule an und ließ ihn daneben noch zu Hause von zwei jungen Aerzten, die er seiner Kränklichkeit wegen bei sich hatte, unterrichten. Aber die Lehrart in der Schule wollte dem feurigen Knaben nicht gefallen, er las daher schon im zwölften Jahre zu Hause die Schriften des Erasmus und Frischlin, die römische Geschichte des Livius und Münsters Kosmographie, auch versuchte er sich selbst in schriftlichen Ausarbeitungen, und faßte durch den Umgang mit kunsterfahrnen Männern schon jetzt eine Neigung zur Mathematik und zu mechanischen Arbeiten.

Im Jahre 1601 starb sein Vater, und die Mutter zog nun nach Tübingen, wo Andreä's Bildung vollendet wurde. Zwar sollte er zunächst der Theologie sich widmen, aber sein Geist strebte nach umfassenderem Wissen, und wollte in keinem Fache menschlicher Kenntniß ganz fremd bleiben. Daher erlernte er neben der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache auch die französische, italienische und spanische, daher las er die Dichter alter und neuer Zeit, und neben dem *Cicero*, *Sallust* und Cäsar, auch den Lipsius, der ihm vorzüglich

gefiel, die Werke Scaligers, Lambins, Heinsius u. s. w. Er studirte mit Eifer Geschichte, Erd- und Völkerkunde, wobei ihm die Bekanntschaft mit Christoph Besold und dem Niederländer Lindanus, der vor Alba's Grausamkeit nach Tübingen geflohen war, sehr unterstützte, indem er aus den Büchersammlungen dieser Männer die kostbarsten Werke jener Fächer erhielt. Auch die Philosophie und Mathematik trieb er mit vielem Eifer, und in letzterer war der berühmte Mästlin sein Lehrer. Dabei versuchte er sich selbst theils in Uebersetzungen 11), theils in eigenen Aufsätzen und in Gedichten 12) und gab jungen Studirenden Unterricht, theils um sich selbst erhalten, theils auch um seine Mutter unterstützen zu können. Diese so angestrengte Thätigkeit aber, welche ihn auch zu häufigen Nachtwachen nöthigte, schwächte seinen Körper noch mehr, er war öfters unwohl, litt an den Augen und am Gedächtnisse und zog sich eine beschwerliche Schlaflosigkeit zu.

Zur Stärkung seiner Gesundheit und weil schon längst der heiße Wunsch in ihm entstanden war, die Welt und die Menschen durch eigene Ansicht kennen zu lernen, machte er 1607 eine Reise nach Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Mainz, Worms und Speier, und übernahm hierauf die Hofmeisters-Stelle bei den zwei Söhnen des Freiherrn von Kazianer, welche zu Lauingen studirten. Aber es gefiel ihm hier nicht, und, obgleich man ihm im Vaterland seine Bitte um eine eine Anstellung als Geistlicher abschlug, kehrte er doch nach Tübingen zurück, wo er der Lehrer zweier junger Edelleute von Truchseß wurde (1608). Er erneute nun das Studium der Theologie, und gieng, um sich weiter auszubilden, fleißig mit Gelehrten nicht nur, sondern auch mit Künstlern und Gewerbsleuten um. In ein inniges Verhältniß trat er mit Abraham Hölzel und Tobias Heß, und kam dadurch schon damals in den Verdacht, ein Mitglied geheimer Verbindungen zu seyn. Die Pest vertrieb ihn von Tübingen und er machte von Neuem eine Reise in die Schweiz, wo es ihm zu Genf sowohl gefiel, daß er

11) Admiranda, oder Wundergeschichten von der unaussprechlichen Macht, Herrlichkeit und Großmächtigkeit der Stadt Rom und römischen Monarchie, von J. Lipsio in lateinischer Sprach geschrieben, nun aber in das Teutsche übersetzet. Straßburg 1620. 8. Andre seiner Uebersetzungen aus dieser Zeit blieben ungedruckt.

12) Er schrieb damals 2 Gespräche, Veneris detestatio und Lacrymae, zwei Lustspiele, Esther und Hiacynthus, wozu ihn die Anwesenheit englischer Schauspieler in Tübingen, wo sie vor dem wirtenbergischen Hofe spielten, antrieb, diese Stücke sind verloren gegangen, vorhanden ist noch ein Lied an die Liebe.

gar zu gerne hier geblieben wäre, hätte nicht die Religions-Verschiedenheit ihn hievon abgehalten. Nach seiner Zurückkunft (1611) wurde er Lehrer bei einem jungen Herrn von Gemmingen, mit dem er im Hause des Professors der Theologie, Matthias Hasenreffer, wohnte. Der nähere Umgang mit diesem, durch Kenntnisse und Sittlichkeit gleich ausgezeichneten, Mann wirkte sehr vortheilhaft auf Andreä, hielt diesen aber doch nicht ab, im Jahre 1612 einen längst gehegten Plan auszuführen. Im März dieses Jahres schiffte er auf der Donau nach Wien und zog von hier durchs Oestreichische nach Italien, wo er bis nach Rom kam. Auf dieser Reise that er das feierliche Gelübde, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und weder die Anträge des Grafen Philipp von Oetingen, noch die seines eigenen Landesfürsten, des Herzogs Johann Friedrich, vermochten ihn davon abzubringen. Er trat nun wieder ins Stift in Tübingen, um Theologie zu studiren, hielt daneben aber auch Vorlesungen über die Mathematik, und gab sogar einigen adlichen Jünglingen im Voltigiren Unterricht, bis er, nach zweimaligem Examen, 1614 die Stelle eines Diakonus in Vaihingen an der Enz erhielt. 13).

Jetzt verheurathete sich Andreä auch mit der Tochter Josua Grüningers, Pfarrers in Poppenweiler, mit welcher er über 40 Jahre in der Ehe lebte, und die ihm 9 Kinder, 4 Söhne und 5 Töchter gebar, von denen aber nur ein Sohn und zwei Töchter den Vater überlebten. Unglücksfälle, wie eine zweimalige Feuersbrunst, das Sittenverderbniß und die Uneinigkeit der Bürger, so wie Verläumdungen, die ihn aus der Nähe und Ferne trafen, verbitterten ihm seinen Auf-

13) In diesem Zeitraum verfaßte Andreä mehrere Schriften, einige davon giengen verloren, wie die Idea bonae institutionis, die er selbst für sein bestes Jugendwerk erklärte, andre wurden gedruckt. Christliche Gemähl. 1612, eine Sammlung poetischer Versuche, de Christiani Cosmexeni genitura judicium 1612, worinn er das Nativitätstellen lächerlich macht und zeigt, daß der wahre Christ gar nicht unter dem Einfluß der Sterne stehe, Collectaneorum mathematicorum Decades XI. centum et decem aeneis tabulis exhibitae. 1614. Zeichnungen aus verschiedenen Theilen der reinen und angewandten Mathematik, Doctrinae Christianae Summa, 1612, ein Auszug aus Hasenreffers Lehrbuch der Dogmatik, Turbo, sive moleste et frustra per cuncta divagans ingenium in Theatrum productum. (1616. aber schon 1611 verfaßt), worinn And. die Pedanterei und Marktschreierei der verschiedenen Stände unter den Menschen zur Schau stellt.

enthalt in Vaihingen, entleideten ihm seine Berufsgeschäfte und machten ihn, wie er selbst sagt, vor der Zeit alt und seine Haare grau.

Wie aber im Kleinen hier, so fand es Andreä im Großen in seinem ganzen Zeitalter, überall Zwietracht und Sittenlosigkeit, überall die Saat des Verderbens, als wucherndes Unkraut aufgeschossen. Die Theologen hatten die Bahn der Reformatoren verlassen, und näherten sich immer mehr der alten scholastischen Spitzfindigkeit, auch in der Philosophie war eine unfruchtbare, subtile Dialektik die Hauptsache, und selbst die übrigen Wissenschaften machten, wenn auch nicht alle Rückschritte, doch keine Fortschritte. Nach der gewaltigen geistigen Aufregung des Reformations-Zeitalters war die damalige Zeit in einem Zustand der Abspannung und Schwäche verfallen, der sich in allen Fächern menschlichen Wissens kund that, vornemlich aber in der Vorliebe für geheime Künste, in dem Hang zur Schwärmerei und zum Aberglauben.

Unter die wenigen, welche diese Gebrechen ihres Zeitalters recht erkannten und Kraft und Beruf in sich fühlten, an ihrer Heilung zu arbeiten, gehörte auch Andreä. Auch ihn ergriff der Eifer des Reformators, aber dieser Eifer hielt ihn nicht ab, die nöthige Vorsicht zu gebrauchen, und so trat er Anfangs auf, ohne seinen Namen zu nennen, und verband mit dem strafenden Ernste auch den seinen Spott.

Noch im Jahre 1614 erschien eine Schrift von ihm, zu der er aber auch späterhin sich nicht als Verfasser erkannte, unter dem Titel: Fama Fraternitatis Roseae Crucis, oder Brüderschaft des Hochlöblichen Ordens des Rosen-Creuzes an die Häupter, Stände und Gelehrten Europas, nebst einer, von Andreä aus dem Italienischen des Boccalini übersetzten „General-Reformation der ganzen weiten Welt.“ Andreä erzählt hier von einem Christian Rosenkreuz, der im fünfzehnten Jahrhundert gelebt und eine Reise nicht nur nach Palästina, sondern auch nach Damaskus, Kairo und Fez, um die geheime Weisheit der Araber zu erlernen, gemacht habe. Hierauf sey er nach Spanien gezogen, wo man seine Weisheit verschmäht habe, weswegen er nun beschlossen hätte, seinem Vaterlande Teutschland allein die Schätze seiner Weisheit mitzutheilen. Hier baute er sich eine schöne Wohnung, Sanctus Spiritus genannt, nahm zuerst drei, hierauf noch vier Jünger auf und stiftete so die Rosenkreuzer-Brüderschaft. Die Gesetze, welche er dieser gab, waren folgende: 1) Es soll kein Bruder sich mit einem andern Gewerbe beschäftigen, als mit unentgeltlicher Heilung der Kranken. 4) Sie sollen keine besondre Kleidung haben, sondern jeder sich nach Landes-Art kleiden. 3) Alljährlich muß jeder Bruder, wenn er nicht triftige Gründe des Ausbleibens anzugeben hat, sich zu Sanctus Spiritus einfinden. 4) Jeder

muß sich nach einen tauglichen Nachfolger umsehen. 5) Siegel und Losung soll ihnen das Wort R.C. seyn. 5) Die Brüderschaft soll hundert Jahr verschwiegen bleiben. Alle acht Mitglieder der Gesellschaft erreichten ein hohes Alter und wählten ihre Nachfolger, denen sie aber nur das Nothwendige mittheilten. Erst nach langer Zeit fand man in Rosenkreuz Wohnung eine verborgene Thür und hinter dieser ein, von einem magischen Licht erhelltes, Gewölbe mit dem Grabmale des Rosenkreuz 14), dessen Körper darinn noch unverwest nebst allerlei andern Merkwürdigkeiten gefunden wurde. An diese Brüderschaft sich anzuschließen, ergeht nun der Aufruf an die Gelehrten Europa's, und dann heißt es weiter: Damit aber auch ein jeder Christ wisse, was Glaubens und Vertrauens wir Leut seyen, so bekennen wir uns zur Erkenntniß Jesu Christi, wie dieselbige zu dieser letzten Zeit, besonders in Teutschland hell und klar ausgegangen, und noch heut zu Tag von gewissen und ausgezeichneten Ländern erhalten, bestritten und propägirt wird; in der Polizei erkennen wir das römische Reich und Quartam Monarchiam für unsre und der Christen Haupt. Es wird ferner erklärt, was ihre Philosophie sey, die Weisheit der weisesten Männer aller Zeiten in Uebereinstimmung mit der Bibel, die „gottlos und verdammt Goldmacherei" wird verworfen, weil sie durchaus nicht der höchste Zweck der Weisheit sey, indem es den wahren Philosophen ein Kleines und blos ein Nebengeschäft sey, Gold zu machen und sie dergleichen Stückle zu noch etlich tausend bessere hätten. Wer eine Lust habe in die Gesellschaft einzutretten, wird hiezu aufgefordert, jeder aber, der aus falschen eigennützigen Absichten sich entschließen wolle, ernstlich gewarnt. Hiezu kam denn noch 1615 eine „Confession oder Bekenntniß der Societaet R. C. an die Gelehrten Europae, worinn wiederhohlt und weiter ausgeführt wird, was in der Fama gesagt wurde. Hier heißt es, die Gesellschaft habe verschiedene Grade, eine eine eigene Sprache und besondre Buchstaben und vornemlich wird die Glückseligkeit der Brüder sehr glänzend geschildert. 15) Im Jahre

14) Ein runder Altar mit einer Messing-Platte, worauf eingegraben war: A. C. R. C. Hoc universi compendium vivus mihi sepulcrum feci, um den Rand herum die Worte: Jesus mihi omnia, in der Mitte 4 Figuren, mit der Umschrift: 1) Nequaquam vacuum, 2) Legis jugum. 3) Libertas Evangelii. 4) Dei gloria intacta.

15) War das nicht für uns genug, heißt es, hinfürders weder Hunger, noch Armuth, noch Krankheit, noch unvermögliches Alter zu fürchten haben? Ist nicht das ein vortrefflich, wunderſam, herrlich Ding, also leben zu *jeder Stund*, als hätteſt du von Anfang der Welt her gelebt, als wür-

1616 erschien hierauf die „Chymische Hochzeit Christian Rosenkreuz,“ eine Schrift, zu welcher Andreä schon viel früher den Entwurf gemacht hatte, ein Roman, wo schöne Dichtungen mit feiner Satyre abwechseln, und in dem sich seltsame Gebilde der Phantasie finden. Der Held des Romans, Christian Rosenkreuz wird 1489 auf eine wunderbare Weise zu der Hochzeit eines unbekannten Königs geladen und eben so wunderbar in dessen verborgenes Schloß geführt, wo er Zeuge und Gehülfe bei einer Menge von Abentheurern und chymisch-magischen Versuchen ist.

Was der Zweck dieser Schriften war, läßt sich wohl auffinden. Andreä wollte theils die Hauptkrankheit seiner Zeit, die Vorliebe für geheime Künste, verspotten, theils auch darauf hinweisen, was eigentlich das Ziel des Strebens für seine Zeitgenossen seyn sollte, Verbreitung des wahren Christenthums und ächte Aufklärung. Um sichrer seinen Zweck zu erreichen, wählte er eine auffallende Form und Einkleidung, und wohl mag ihn seine noch jugendliche Phantasie bei der Ausarbeitung dieser Werke oft weiter geführt haben, als es seine Absicht war, weßwegen er daher auch in reiferem Alter, bei kälterer Ueberlegung nicht gerne sich für den Verfasser, wenigstens der beiden ersten dieser Schriften, bekennen mochte. Ja! früher schon, trat er als Verspotter seiner eigenen Werke auf, er erklärte die Rosenkreuz-Brüderschaft für ein Gaukelspiel, und sagte von seiner chymischen Hochzeit geradezu, sie sey ein Spiel mit den Abentheuerlichkeiten seiner Zeit gewesen. In seiner Schrift: Turris Babelsive Indiciorum de fraternitate Rosae Crucis Chaos (1619), zog er ebenfalls gegen jene Gesellschaft los, und schilderte sich selbst hier unter dem Namen Resipiscens, ebenso erklärte er sich in dem Syntagma de Curiositatis pernicie (1620) sehr heftig gegen dieselbe, so wie gegen andre Träumer und Schwärmer jener Zeit, er verdammte jeden überspannten Eifer, zu wissen und zu

---

dest ferner bis zu End denselben leben? Also schweben an einem Orte, daß auch weder diejenigen, so in Ostindien wohnen, ihre Geschichte verbergen, noch auch die andern, so in Westindien seyn, ihre Rathschläge verhehlen können? Also lesen in einem einzigen Buch, daß, was alle die Bücher, so jemals gewesen, jetzo seyn oder künftig hervorkommen werden, in sich etwa gehabt, anjetzo haben oder künftig haben werden, du dasselbe allzumal darinnen lesest, verstehest, erhaltest? Also singen und klingen, daß du anstatt der Felsen, Edelgesteine und Perlen, anstatt der unvernünftigen Thier, die hochverständigen Geister zu dir ziehest? Anstatt des Plutonis die gewaltigsten und mächtigsten Fürsten und Tyrannen der Reich auf Erden erfreuest und zur Sanftmuth bewegest?

wirken und die ungewöhnliche Weise, dieß zu bewerkstelligen, offenbarte die Quellen der damaligen Schwärmerei, und schlug kräftige Mittel dagegen vor.

Was ihn aber hiezu veranlaßte, das war die Wirkung, die diese Schriften hervorbrachten, eine Wirkung, die Andreä weder gehofft, noch beabsichtigt hatte. Denn so groß war die Verblendung des Zeitalters, daß es die Satyre für vollen Ernst nahm. Außerordentlich war die Bewegung, die diese Werke in und außerhalb Teutschland erregten. Es erschienen eine Menge von Schriften, dafür und dagegen, viele glaubten fest an das Daseyn einer solchen Gesellschaft und an die großen Dinge, welche sie versprach, sie vergrößerten durch ihre Schriften auch die Erwartungen von ihr, und vertheidigten sie gegen ihre Widersacher. Denn auch an solchen fehlte es nicht, die Theologen witterten sogleich Heterodoxie, und verdammten daher die Rosenkreuzer, als arge Ketzer, auch Aerzte bekämpften dieselben, in der Meinung, ihre Verbindung gehe dahin, das Ansehen Galens zu stürzen und den Theophrastus Paracelsus an seine Stelle zu setzen. Manche jedoch auch hielten die ganze Sache für einen bloßen Scherz, den ein witziger Kopf hier mit seinen Zeitgenossen treiben wolle, und suchten sich daher wiederum durch Spott über die Rosenkreuzer-Brüderschaft zu rächen, und sie in einen übeln Ruf zu bringen. Allein dieß war bei einer Anzahl schwärmerischer Köpfe vergeblich, diese ergriffen die Sache mit großem Eifer, breiteten die, in der Fama enthaltenen, Ideen weiter aus, und versuchten wirklich solche Brüderschaften zu stiften, auch Betrüger faßten die Sache begierig auf, um, unterm Namen Rosenkreuzer, das Volk zu bethören, selbst die, damals überhaupt so rastlos thätigen, Jesuiten benutzten dieselbe für ihre Zwecke. Im wilden Sturme des dreißigjährigen Krieges verschwand zwar diese Erscheinung nach und nach, aber nicht ohne in verschiedenen geheimen Verbindungen ihre Spuren zurückzulassen. 16)

16) Andreä selbst beschreibt sehr schön all die Bewegungen und Wirkungen, welche diese Ausgeburt seiner Phantasie hervorbrachte. Hiezu kam, sagt er, das Gaukelspiel einer gewissen Rosenkreuz-Brüderschaft, für die Neugierigen dieser Zeit ohne Zweifel eine Schlinge und ein Stein des Anstoßes. Wenn man einige Rechtschaffene ausnimmt, welchen die Verderbniß so vieler Dinge Schmerz verursachte, und die Hoffnung einer Verbesserung Muth machte, so erregte der übrige Schwarm, mehr als gesagt werden kann, dem Demokrit ein Gelächter. Das Mährchen enthielt etwas, welches den Weissagern, den rechnenden Deutlern, den Verschwendern, den Mikrokosmitern, den Enthusiasten, den Cabbalisten, und

Auſſer dieſen Werken aber, die ſo viel Aufſehen verurſachten, machte Andreä damals auch mehrere andern Schriften bekannt, deren Zweck ebenfalls war, durch Ernſt und Spott, auf die Erhebung ſeines Zeitalters hinzuwirken. In den Kämpfen des chriſtlichen Hercules (Herculis Christiani luctae XXIV. 1619) malt er unterm Bilde dieſes Heroen, den Kampf des wahren Chriſten gegen die Laſter, die er als Ungeheuer darſtellt. Sein Menippus sive dialogorum satiricorum Centuria, inanitatum nostratium Speculum cum quibusdam liberioribus (1617) iſt eine beißende Satyre auf die Mängel und Gebrechen in Staat, Kirche und Gelehrſamkeit, in kurzen, Unterredungen zwiſchen einem A und B. Den Hauptgrund der Uebel ſeiner Zeit findet Andreä hier in dem Mangel an thätigem Chriſtenthum, in der Streitſucht der Theologen und anderen Gelehrten, in der litterariſchen Barbarei und Pedanterei und in der Verderbniß der Lehranſtalten und der Lehrer. Durch ſeine Freimüthigkeit in dieſem Werke aber zog Andreä ſich viel Unluſt und Haß zu, die Univerſität Tübingen verbot den Verkauf ſeines Buchs und Caſpar Bucher, Profeſſor daſelbſt, hielt 1617, bei Ertheilung der Magiſterwürde, welche Andreä eine Krämerei genannt hatte, eine heftige Rede dagegen, voll derber Schmähungen und ſtarker Ausfälle, welche nachher gedruckt wurde, unter dem Titel: Antimenippus, oder Rede, in welcher dem Menippus die grauſamen,

überhaupt allen Neugierigen Appetit erregen konnte, und verſprach geradezu die Schläuche des Aeolus. Vergrößert wurde das Schauſpiel durch den vielfachen Streit der Vertheidiger und Bekämpfer, der Einladenden und der Erſcheinenden, der Verſucher und der Glaubigen, der Spottenden und der Klagenden, der Erwartenden und der Zweifelnden, und wer könnte all die verſchiedenen Aeußerungen der Thorheit erzählen, mit denen alle Meßkatalogen geziert waren. Schon fürchtete die Geiſtlichkeit, es möchte irgend eine neue Ketzerei den Erdkreis überſchwemmen; ſchon zitterte das Volk, es möchte irgend ein arabiſches Heer ſich Kolonien ſuchen, ſchon fürchtete die gelehrte Welt eine einreißende Barbarei. Doch die meiſten von dieſen wurden befreit durch eben die Leerheit der Sache, welche ſie gefeſſelt, wurden wieder aufgerichtet durch dieſelbe Nichtigkeit, welche ſie erſchreckt, entlaſſen von derſelben Fama, welche ſie berufen, ausgeleert durch denſelben Wind, der ſie angefüllt, genährt durch den Dunſt, der ſie eingeladen, abgeſetzt von derſelben Neugier, die ſie erhoben, zurückgewieſen von der Leichtglaubigkeit, welche ſie abgeſchickt, verlaſſen von der Hoffnung, welche ſie zu ſich genommen, geheilt von der Zögerung, welche ſie ermüdet, und aufgenommen von der Unwiſſenheit, welche ſie ausgeſandt hatte. Syntagma de Curiositatis pernicie. p. 40.

giftigen Lästerungen und boshaften Verläumdungen, welche er über die Gelehrten und Lehrer der freien Künste unbilliger und ungerechter Weise ausgießt, auf eine gerechte Weise in seinen Busen zurückgeschoben werden (1617). Dessen ungeachtet gab Andreä seinen Menippus unterm Titel: **Menippus posterior** gleich im nächsten Jahre wieder heraus, jedoch, wie er auf dem Titel sagt: „den Grammatikern zulieb gereinigt," das heißt mit Weglassung von zehen Gesprächen.

In der **Invitatio Fraternitatis Christi ad sacri amoris Candidatos** (Pars I. 1617 P. II. 1618) ermahnt er die Menschen, statt nach irdischen Gütern zu trachten, deren Nichtigkeit er sehr eindringend schildert, vielmehr mit allem Eifer nach dem Höheren zu streben. In der Schrift **Veri Christianismi solidaeque Philosophiae libertas ac oppositum ei mundi servitium, Item Theologiae Encomium Jesu Nazareno sacrum et bonae causae fiducia**, sucht er zu erweisen, daß allein das Christenthum zu wahrer Freiheit führe, daß aber leider die Welt zu wenig hierauf achte, sondern in schmählicher Knechtschaft sich befinde, wie die Leidenschaften aller Art, der elende Zustand der Wissenschaften, das allein aufs Irdische gerichtete Streben u. s. w. deutlich zeigten. Er beweist die große Vorzüge der christlichen Religion vor der Philosophie und wie allein der Christ groß, glücklich, gut, weise und frei werden könne. Im zweiten Theile dieser Schrift ist das Lob der Theologie enthalten und zuletzt ermuntert der Verfasser noch, auf die gute Sache der evangelischen Freiheit zu vertrauen. In seinem **Civis Christianus** (1619) aber schildert er den rechtschaffenen, thätigen Christen unter dem Bilde eines frommen Pilgers.

Sanfter und milder als im Menippus straft Andreä die Laster in der Schrift: **Mythologiae Christianae sive virtutum et vitiorum vitae humanae imaginum libri III**, einem der trefflichsten seiner Geistes-Werke. Es enthält dreihundert einzelne Dichtungen (Apologen), in drei Bücher getheilt, deren jedes eine lesenswerthe Vorrede hat, worinn der Verfasser über die Verfolgungen klagt, welche seine Freimüthigkeit ihm zuzog, und den Standpunkt, woraus er das Werk betrachtet wissen wollte, angibt. Die Einkleidung ist so mannigfach, als der Inhalt, bald eine Fabel, bald ein Gespräch, ein Epigramm oder eine Erzählung; und über Alles, was die Menschheit näher angeht, verbreitet sich der Verfasser darin. Auch hier dringt er vornemlich auf ein thätiges Christenthum, und ermahnt die Christen, statt unnützes Gezänk zu führen, das Beispiel des Stifters ihrer Religion nachzuahmen. Kühn rügt er den Despotismus der Fürsten, die falsche Staatskunst ihrer Diener und die Ränkesucht der Höflinge. Er eifert gegen die Pedanterie und seichte Wortgelehrsamkeit und fordert zu ernsterer Behandlung der Wissenschaften auf. Er macht die Alche-

mie, Astrologie und Mystik lächerlich, er warnt vor dem Mißbrauch der Vielwisserei und der Dichtkunst, und empfiehlt das eifrigere Studium der hebräischen Sprache, der Physik und Mathematik, so wie eine zweckmäßigere Erziehungsmethode. Er ermahnt die Teutschen zur Vaterlandsliebe, zur Anhänglichkeit an ihre Sitten und Einrichtungen, und giebt überhaupt jedem Stande gute und heilsame Lehren. Angehängt sind diesem Werke noch „das Gericht des Phöbus, die Verwandlung und die vertriebene Wahrheit, wo Andreä die Kleinmüthigkeit und die Schwächen der Menschen bejammert und die Gebrechen der Wissenschaften und ihrer Lehrer mit bitterm Eifer aufdeckt.

In der Reipublicae Christianopolitanae definitio entwirft Andreä das Musterbild eines christlichen Staates bis auf die geringsten Einzelnheiten hinaus, und stellt das ganze bürgerliche und gelehrte Leben nach christlichen Ideen dar. Er widmete dieß Werk dem, von ihm sehr hochgeachteten, Johann Arndt, als dem, welchem dasselbe eigentlich sein Daseyn danke, indem es aus jenem großen Jerusalem, welches Arndt mit erhabenem Geiste gegen den Willen klügelnder Sophisten erbaut habe, als kleine Kolonie ausgeführt sey. Die „geistliche Kurzweil, zur Ergötzlichkeit einfältiger Christen mitgetheilt," (1619) enthält theils eigene Dichtungen Andreäs, unter denen sich die Gedichte: „das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes," und „der Christenspiegel" auszeichnen, theils auch Uebersetzungen. 18)

18) Er charakterisirt hier seine Dichtkunst selbst in folgendem Gedicht:

Ohn Kunst, ohn Müh, ohn Fleiß ich dichte,
Drumb nit nach deinem Kopf mich richte,
Biß du wizt, schwizst, spizst, schnizst im Sinn,
Hab ich angsezt und fahr dahin.
Biß du gukst, bukst, schmukst, drukst im Kopf,
Ist mir schon ausgeleert der Topf:
Biß du stikst, spikst, zwikst, strikst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt der Zwirn.
Gfallts dir nu nit, wie ich ihm thu,
Machs besser, nimm ein Jahr dazu.

In diesem Zeitraum (1614—1620) erschienen außer den oben angegebenen noch folgende Schriften von ihm: Christianismus genuinus, ex S. S. Scriptura unici nostri Salvatoris vita, interna conscientia, externoque naturae testimonio repraesentatus. De eadem materia aureorum libellorum summariam exhibens recensionem. 1615. Theca gladii spiritus: sententias quasdam breves vereque philosophicas continens 1616. Peregrini in patria errores. 1618. Memorialia, benevolentium honori, amori et condolen-

Diese Periode war in Andreäs Schriftstellerleben die fruchtbarste, seine Beförderung zum Spezial-Superintendenten in Calw 1620, und die auch für Wirtenberg sich immer trüber und drohender gestaltende Lage der Dinge bewirkte, daß er nun weniger Schriften herausgab, und auch später erlangte er nie mehr die glückliche Muse, die ihm sein Aufenthalt in Vaihingen gewährte, er trat nun immer mehr in ein praktisches, geschäftvolles Leben über.

So reiste er, ehe er sein Amt in Calw antrat, im Auftrage seiner Regierung, nach Oestreich, um die dortigen Anhänger der augsburgischen Konfession bei dem wahren lutherischen Glauben, in Einigkeit und bei getrostem Muthe zu erhalten. Er brachte von dieser Reise einen Sohn seines Freundes, Hohenfelder, eines östreichischen Edelmanns mit, den er erziehen sollte, welcher aber schon 1623 starb, wo ihm denn Andreä eine eigene Gedächtnißschrift weihte. 19) In seinem neuen Amte ließ er sich besonders die Verbesserung des Jugend-Unterrichts sehr angelegen seyn; er stellte schärfere Prüfungen mit den Kindern an und ließ zu diesem Zwecke eine „evangelische Kinderlehr" drucken (1621), veranstaltete auch eine neue Ausgabe von Christoph Vischers Kinderpostill oder Auslegungen der sonntäglichen Evangelien und Episteln für Kinder (1626) und predigte zwei Jahre lang darüber. Nicht nur diesen aber, sondern auch andere wohlthätige und gemeinnützige Zwecke hatte er bei seinem Färberstift (1621) im Auge. Diese Stiftung entstand durch Geldbeiträge Andreä's selbst und mehrerer wohlhabender Bürger von Calw, durch welche ein ziemlich beträchtliches Kapital zusammenkam, dessen Zinsen zur Austheilung an die Kinder, welche die Kinderlehre besuchten, zur Errichtung einer auserlesenen Büchersammlung, zur Unterstützung Studirender und solcher, welche ein Handwerk erlernen, oder ein schon erlerntes treiben woll-

tiae data 1619 enthält: Eberhardi a Gemmingen vera nobilitas. Tobiae Hessi immortalitas. Johannis Rhamarii bona memoria. Incendii Vaihingensis prioris (11. Novemb. 1617) et posterioris (9. Octob. 1618) grassati recitatio). Christiani amoris dextera porrecta 1620. Vom besten und edelsten Beruf des wahren Dienst Gottes wider der Welt verkehrtes und unbesonnenes Urtheil. 1615. Ehristenburger Schlacht. 1620.

19) Ehrenrici Hohenfelderi, Equitis Nostri, flos virtutum, viro undecunque nobilissimo Ludovico Hohenfeldero et patri meritissimo et maestissimo adumbratus. Accessit de juventutis institutione christiana efformanda commonefactio und Adenlicher Zucht Ehrenspiegel. Nach dem Leben des — — Herrn Ehrenreichs Hohenfelders u. s. w. genommen. 1623.

Mißbrauch trieb. Einem solchen Menschen konnte ein Mann, wie Andreä, durchaus nicht gefallen; besonders da dieser ihm kühn und selbst öffentlich zu widersprechen wagte. 26)

Gegen die Ungnade dieses Regenten Wirtenbergs aber vermochte ihn auch die Gunst des Herzogs und seiner Familie, von welcher er fortwährend Beweise erhielt, nicht zu sichern, und unter dem Schirme dieses seines gewaltigen Widersachers, erhoben sich auch seine übrigen Gegner wieder kecker. Die Beschuldigungen der Schwärmerei und Ketzerei wurden erneuert, weßwegen er auch noch 1642 die theologische Doktorwürde annahm 27), und sich in seiner Schrift: Theophilus, dagegen vertheidigte. 28) Zugleich aber hatten diese und andere Verfolgungen, welche ihn trafen, denn doch auch die Wirkung, daß er sich immer mehr zurückzog, fast jeden Umgang vermied, und sich auf den Verkehr mit wenigen Freunden beschränkte. 29)

Diese aber fehlten ihm nicht, selbst in den höchsten Ständen. Der Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel stand seit 1630 in ei-

26) Vox libera ad Augustum Principem, eine Schrift, welche vier Aufsätze enthält. 1) Planctus Jeremiae Prophetae renovatus. 2) Ecclesiae christianae constituendae, conservandae et corrigendae genuina ratio. 3) Vir bonus ad lapidem lydium examinatus. 4) Medium Christiani. Von diesen wurden 1649 der erste, dritte und vierte gedruckt, der zweite aber und mit ihm das vollständige Werk erschien, seiner zugroßen Freimüthigkeit wegen erst 13 Jahre nach Andreäs Tode 1667 gedruckt.

27) Diese Feierlichkeit beschrieb er selbst in seinem Honor doctoralis Theologicus. 1642.

28) Theophilus sive consilium de christiana religione sanctius colenda; vita temperantius instituenda, et literaturam rationabilius docendo cum paraenesi ad Ecclesiae ministros et nonnullis aliis ad restituendas res lapsas pertinentibus 1649 gedruckt; eigentlich Andreä's Schwanengesang, mit dem er von der Welt Abschied nahm; drei Gespräche, deren erstes von der christlichen Religion handelt, und vornemlich den Zweck hat, des Verfassers Rechtgläubigkeit zu erweisen; das zweite beschäftigt sich mit den Mitteln, die tief gesunkene Sittlichkeit und Frömmigkeit wieder herzustellen; im dritten ist eine Anweisung zum Unterricht der christlichen Jugend enthalten.

29) Nur Nothleidenden und Bedrängten stand auch jetzt sein Haus immer offen, und bei einer sehr kargen Besoldung (in 3 Jahren erhielt er nur ungefähr 130 fl.) war seine Wohnung doch immer gleichsam eine öffentliche Herberge für Künstler und Fremde, auch nahm er Kinder verstorbener Freunde zu sich und sorgte recht väterlich für sie.

nem Briefwechsel mit ihm, und Aehnlichkeit der Charaktere machte das Verhältniß beider Männer immer inniger. Sein fürstlicher Freund unterstützte Andreä reichlich, er machte ihn 1644 zu seinem geistlichen Rath mit einer Besoldung von 400 Reichsthalern, und hätte ihn gar zu gerne ganz bei sich gehabt, aber der Vaterlandsliebende Mann wollte Wirtenberg, wo er doch auf so mannigfache Weise gekränkt und verkannt wurde, nicht verlassen. Ein Denkmal dieser fürstlichen Freundschaft ist die Sammlung von Briefen, welche Andreä 1649 herausgab. 30) Nicht geringerer Gunst würdigte ihn der Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha, auch mit ihm wechselte Andreä Briefe und erhielt ansehnliche Geschenke von ihm. Dadurch wurde er auch in den Stand gesetzt, sich eine geräumige Wohnung nebst Garten und ein kleines Landgut zu kaufen. Auch sonst genoß er die Achtung und Freundschaft mehrerer, durch Geistes- und Herzens-Vorzüge gleich ausgezeichneter Männer, und wurde von der fruchtbringenden Gesellschaft als Mitglied aufgenommen. 31)

Der Verkehr mit solchen Männern war es, der Andreä tröstete, und mit frischen Lebensmuth erfüllte; aber seine Gesundheit vermochte er nicht wieder herzustellen. Mäßigkeit und körperliche Bewegung hatten zwar seinem schwachen Körper bis ins sechs nnd fünfzigste Jahr fast immer gesund erhalten 32), nun aber nahm seine Gesundheit im-

30) Seleniana Augusta lia una cum opusculis aliis 1649. Hier befinden sich Briefe vom Herzog und dessen Söhnen, im Anhang auch einige von den wirtenbergischen Prinzen Johann Friderich, Julius Peregrinus und Silvius Nimrod. Auch gehört hieher: Serenissimae Domus Augustae Selenianae principis juventutis utriusque sexus pietatis, eruditiones comitatisque exemplum sine pari in perfectae educationis et institutionis normam expositum. 1654.

31) Außer den schon angeführten Schriften erschienen in diesem Zeitraum von Andreä noch: Funera amicorum condecorata. 1642. Ehrengedächtniß seiner Freunde Wilhelm von der Wense, Benjamin von Bouwinghausen, David Magirus, Joseph Demler und seines Neffen Josua Andreä. Summa doctrinae christianae trigemina 1644. Vita Johannis Conradi Gerbelii. 1644. Johannis Sanberti Theologi umbra delineata. 1647. J. V. Andreä und A. Grüningerinn Geschlechts-Register. 1644.

32) Noch 1642 schreibt Andreä von sich: Meine Leibesbeschaffenheit ist schwach und kann Kälte nicht ertragen, hält aber Arbeit aus. Ohne mich des Arztes zu bedienen, bin ich bis in mein gegenwärtiges Alter von wenigen und kurzen Krankheiten angegriffen worden, welches ich der Mäßigkeit und den körperlichen Uebungen danke (er hielt sich fast immer ein Pferd),

Auch nach Gustav Adolphs Tode hatte der Sieg noch einige Zeit die schwedischen Waffen begleitet, aber den 7. September 1634 erlitten die Schweden bei Nördlingen eine völlige Niederlage. Auch die Truppen des Herzogs Eberhard des Dritten von Wirtenberg hatten hier mitgefochten, und nun ließen daher auch die Sieger an dem Lande dieses getreuen Bundesgenossen der Schweden ihre volle Rache aus. Mit unmenschlicher Grausamkeit hausten die wilden Kriegerhorden in Wirtenberg, Raub und Plünderung, Mord und Brand erfüllten das ganze Fürstenthum. Zu den Orten, welche das härteste Schicksal traf, gehörte auch Calw. Der baierische General Johann von Werth überfiel diese Stadt; die Einwohner wurden aufs Schrecklichste mißhandelt und gemartert, die Stadt selbst rein ausgeplündert, hierauf in Brand gesteckt und damit Niemand daraus entkommen könnte, die Thore geschlossen. Doch entflohen viele mit Lebensgefahr über die Mauern, Andreä, welcher vernommen hatte, wie namentlich an den Geistlichen die Feinde ihre Wuth aufs Schrecklichste ausließen, war schon früher geflohen, und irrte, von seiner Familie und einer Schaar halbnackter, von allen Mitteln zum Unterhalt gänzlich entblößter, Männer, Weiber und Kinder begleitet, in Wäldern und Höhlen umher, in beständiger Gefahr, von den Soldaten ergriffen zu werden. Sein Haus war in Flammen aufgegangen und mit ihm all seine Habseligkeiten, ein Verlust den er selbst auf 9000 Gulden schätzte, den er aber auch gelassen ertragen hätte, wäre ihm nicht durch den Brand auch so manches Unersetzliche verloren gegangen, eine treffliche, mit viel Mühe und Kosten gesammelte, Bibliothek und darinn mehrere seltenen Handschriften, ein ausgebreiteter Briefwechsel, kostbare Kunstwerke, namentlich Gemälde, und eine höchst reichhaltige Sammlung für die wirtenbergische Geschichte und Landesbeschreibung, die er seit einer Reihe von Jahren aus Archiven und sonst zusammengebracht hatte; die schon zum Druck vorbereitet und mit mehr als 200 Zeichnungen geschmückt war. 24)

Kein Schlag des Schicksals traf den edeln Mann so schwer, als dieser, aber fast noch tiefer fühlte er das gegenwärtige, allgemeine Unglück Kalws und seines Vaterlandes. Doch nicht durch eitle Klagen zeigte er hier sein tiefes Schmerzgefühl, des eigenen Jammers vergeß-

24) S. Mosers wirtenbergische Bibliothek von Spittler p. 58. Andreä beschrieb den unglücklichen Untergang Kalw in seiner Schrift: Threni Calvenses, quibus urbis Calvae wirtembergicae bustum, sors praesens lamentabilis et innocentia expressa, welcher ein Klaglied über der Stadt Kalw laidigen Untergang angehängt ist (1635). Später erschien von ihm: Virgae divinae urbi Calvae IV et III. Id. Septemb. MDCXXXIV. inflicta memoria ad posteritatem sancita stud. J. V. A. calamo vicario Chr. Lucii. 1633.

send, war er nur bemüht, das allgemeine Elend zu lindern. In einem schlechten Hause in der Vorstadt hatte er für sich und seine Familie eine nothdürftige Wohnung bekommen, aber es fehlte ihm hier oft an den nöthigsten Lebensbedürfnissen, die Schrecken einer ansteckenden Krankheit und des Kriegs, (denn immer erschienen von Zeit zu Zeit neue feindliche Heerschaaren) umgaben ihn, und um ihn her herrschte nicht blos schreckliche Noth, sondern auch furchtbare Verarmung und Sitten-Verderbniß. Dennoch verlor Andreä, im Kampfe mit so vielen Widerwärtigkeiten, selbst mit dem bösen Willen derer, denen er helfen wollte, den Muth nicht, unermüdlich war er beschäftigt, das mannigfache Elend zu mindern. Er sammelte bei Einheimischen und im Auslande Geldbeiträge, er flehte das Mitleid der feindlichen Befehlshaber für seine unglücklichen Mitbürger an, er erinnerte die Obrigkeit mit Ernst an ihre Pflicht, er suchte Zucht und Sittlichkeit wieder herzustellen, und war im Leiblichen, wie im Geistlichen, der Vater und Berather seiner Gemeinde. Er tröstete die Kranken und Sterbenden, er allein (denn sonst war in der Stadt kein Geistlicher mehr) versah zu einer Zeit, wo die Einwohner Kalws hundertweis dahin starben, die kirchlichen Geschäfte, er sorgte für den Unterhalt und die Kleidung der Unglücklichen, welche Alles verloren hatten, besonders für die verwaisten Kinder, er stellte den Gottesdienst und Jugend-Unterricht wieder her, und brachte von Neuem Ordnung und Zucht unter die verwilderte Menge.

Aber so überhäufte Anstrengungen schwächten seine Gesundheit, und sein, sonst so heiterer Geist, versank beim Anblick so gränzenlosen Jammers, in tiefe Schwermuth. Er zog sich von jedem Umgang zurück, und verlebte die Zeit, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig liessen, in tiefer Stille und Einsamkeit, trauernd, nicht blos über das allgemeine, sondern auch über eigenes Unglück, über den Tod vieler Freunde und Verwandten, am meisten aber über den Abfall des, von ihm so hoch verehrten, Christoph Besolds, welcher damals zum katholischen Glauben übergieng.

Dennoch aber nahm er die Anerbietungen seiner Freunde in Nürnberg, in diese Stadt zu flüchten, nicht an, er wollte, wie in guten, so auch in schlimmen Zeiten, bei seiner Gemeinde ausharren, die ihm so theuer geworden war, und ihm auch Dankbarkeit mit Worten und Thaten bewies. 25) So mußte er in Kalw noch ein neues Unglück erleben, das, den Brand abgerechnet, von dem die Stadt damals ver-

25) Die Kalwer zahlten ihm neben seinem rückständigen Gehalt von 1634 bis 1638 noch 1000 fl. und 500 fl. bekam er von seinen Freunden im Ausland.

schont blieb, sie fast so hart als das frühere traf, die Plünderung derselben, durch die Weimarischen Truppen (1638).

Im nemlichen Jahre kehrte auch der Herzog von Wirtenberg zurück, und Andreä, so sehr er sich auch sträubte, mußte eine Hof-Prediger- und Konsistorial-Raths-Stelle in Stuttgart annehmen (1639).

So kam er nun auf einen größern Schauplatz für seine Thätigkeit, der aber für ihn voll Kampf und Mühe war. Denn Wirtenbergs Zustand war noch immer sehr beklagenswerth, die Einquartierungen, Raub, Mord und Brand dauerten fort, und zerstörten wieder, was wackre Männer mit Mühe aufgebaut hatten. Dazu kam die Gemüths-Art des Herzogs, der gutmüthig aber schwach, sich von seinen Günstlingen beherrschen ließ, meist Leuten, welche ihren eigenen Vortheil dem Wohle des Staates vorzogen. Vom Hof bis auf die niedrigsten Stände herab herrschte die gröste Sittenlosigkeit, Ausschweifungen aller Art waren an der Tagesordnung, keine Scheue vor dem Heiligen, keine Achtung vor den Gesetzen, überall kalte Selbstsucht, freche Gewissenlosigkeit, Unterdrückung und Beraubung, Herrschende und Beherrschte von gleicher Verderbniß ergriffen, eine durchaus verwilderte, sittenlose, verdorbene Generation. Handel und Gewerbe lagen ganz darnieder, Treue und Glauben waren aus dem Verkehr verschwunden, statt ihrer herrschten Falschheit und Betrug. Das verworfene Geschlecht, von eigener Tugend entblößt, haßte und verfolgte diese auch an den wenigen edeln Männern, welche sich, wie Andreä, über das Verderben ihrer Zeit erhoben. So warf man diesem edeln Mann bald vor, er sey nicht rechtglaubig, weßwegen er auch ein förmliches Glaubensbekenntniß öffentlich bekannt machte, bald beschuldigte man ihn des Eigennutzes und der Selbstsucht.

Doch Andreä ließ sich dadurch in seinem seegensreichen Wirken nicht irren, und indeß Männer, wie Myler, Bidenbach und Imlin, sich alle Mühe gaben, die Ordnung in weltlichen Dingen wieder herzustellen, wandte er all seinen Eifer auf das Kirche und Schulwesen.

Der unglückliche Krieg hatte nicht nur die Zahl der Kirchen- und Schuldiener ausserordentlich vermindert, sondern auch ihre äussere Lage sehr verschlimmert und selbst bei Vielen auf ihr sittliches Betragen einen schlimmen Einfluß geäußert, all diesen Uebeln suchte Andreä nun abzuhelfen. Unter dem Beistand seiner Freunde im Auslande, die ihn auch hiebei mit Geldbeiträgen unterstützten, im Kampfe mit Hindernissen von mancherlei Art, die man ihm selbst da in den Weg legte, wo es Pflicht gewesen wäre, ihn zu unterstützen, stellte er das theologische Stift in Tübingen wieder her, gab ihm eine neue, verbesserte Einrichtung und in der Person des Melchior Nikolai einen tüchtigen Vorsteher. Mit aller Macht kämpfte er gegen die, welche einen Theil

Beobachtungs-Geist, der tiefe Blicke in das menschliche Herz that. Seine lateinische Prosa ist zwar nicht klassisch, aber sie entbehrt weder der Kraft noch der Zierlichkeit, seine Gedichte sind in Rücksicht auf Form und Wohlklang, zwar nicht ausgezeichnet, meist rauh und ohne Feile, aber herzlich und voll einzelner herrlicher Gedanken. Von vielen seiner Zeit verkannt, stand er doch bei den besten und ausgezeichneten seiner Zeitgenossen in hoher Achtung und nachdem er lange vergessen war, haben treffliche Männer der neuern Zeit sein Angedenken wieder ruhmvoll erweckt.

Quellen: Gottlieb Andreä (seines Sohns) christliche Trauerklag über den seligen Abtritt J. V. A. 1654. (angehängt ist J. V. A. umbra delineata a G. Andr.) Christoph Zellers christliche Leichpredig bei der Begräbniß J. V. A. 1654. Andr. Christ. Zeller epistola, qua Jo. Valet. Andr. opusculorum editionem indicat 1713. Anecdota de vita J. V. Andreae cum ejus Specimine verae unionis in Christo in Klemms Amoenitates Academicae Fascic. II. 1734. p. 1. ff. L. M. Fischlin memoria Theologorum wirtenbergensium, T. II. p. 119. ff. Herders erneuertes Andenken an einige ältern deutschen Dichter, (Deutsches Museum 1780. Bd. 2. p. 116 ff. sämmtliche Werke zur schönen Litteratur und Kunst, Th. 13. p. 268. ff. Zerstreute Blätter, Thl. 5. p. 249 ff.) Summarische Nachrichten von in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern, Stück 7—19. Vollständiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen lateinischen und teutschen Schriften J. V. A. von B(urk) 1793. Ungedruckte Schreiben und Auszüge von Schreiben von J. V. A. in Mosers patriotischem Archiv, Bd. VI. p. 285 ff. Leben Joh. V. Andr. im Würtembergischen Repertorium p. 274 ff. Selbstbiographie J. V. A., aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Seybold 1799. J. V. A. und sein Zeitalter, dargestellt von Wilhelm Hosbach. 1819.

Mißbrauch trieb. Einem solchen Menschen konnte ein Mann, wie Andreä, durchaus nicht gefallen; besonders da dieser ihm kühn und selbst öffentlich zu widersprechen wagte. 26)

Gegen die Ungnade dieses Regenten Wirtenbergs aber vermochte ihn auch die Gunst des Herzogs und seiner Familie, von welcher er fortwährend Beweise erhielt, nicht zu sichern, und unter dem Schirme dieses seines gewaltigen Widersachers, erhoben sich auch seine übrigen Gegner wieder kecker. Die Beschuldigungen der Schwärmerei und Ketzerei wurden erneuert, weßwegen er auch noch 1642 die theologische Doktorwürde annahm 27), und sich in seiner Schrift: Theophilus, dagegen vertheidigte. 28) Zugleich aber hatten diese und andere Verfolgungen, welche ihn trafen, denn doch auch die Wirkung, daß er sich immer mehr zurückzog, fast jeden Umgang vermied, und sich auf den Verkehr mit wenigen Freunden beschränkte. 29)

Diese aber fehlten ihm nicht, selbst in den höchsten Ständen. Der Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel stand seit 1630 in ei-

26) Vox libera ad Augustum Principem, eine Schrift, welche vier Aufsätze enthält: 1) Planctus Jeremiae Prophetae renovatus. 2) Ecclesiae christianae constituendae, conservandae et corrigendae genuina ratio. 3) Vir bonus ad lapidem lydium examinatus. 4) Medium Christiani. Von diesen wurden 1649 der erste, dritte und vierte gedruckt, der zweite aber und mit ihm das vollständige Werk erschien, seiner zu großen Freimüthigkeit wegen erst 13 Jahre nach Andreä's Tode 1667 gedruckt.

27) Diese Feierlichkeit beschrieb er selbst in seinem Honor doctoralis Theologicus. 1642.

28) Theophilus sive consilium de christiana religione sanctius colenda; vita temperantius instituenda, et literaturam rationabilius docendo cum parenesi ad Ecclesiae ministros et nonnullis aliis ad restituendas res lapsas pertinentibus 1649 gedruckt; eigentlich Andreä's Schwanengesang, mit dem er von der Welt Abschied nahm; drei Gespräche, deren erstes von der christlichen Religion handelt, und vornemlich den Zweck hat, des Verfassers Rechtglaubigkeit zu erweisen; das zweite beschäftigt sich mit den Mitteln, die tief gesunkene Sittlichkeit und Frömmigkeit wieder herzustellen; im dritten ist eine Anweisung zum Unterricht der christlichen Jugend enthalten.

29) Nur Nothleidenden und Bedrängten stand auch jetzt sein Haus immer offen, und bei einer sehr kargen Besoldung (in 3 Jahren erhielt er nur ungefähr 130 fl.) war seine Wohnung doch immer gleichsam eine öffentliche Herberge für Künstler und Fremde, auch nahm er Kinder verstorbener Freunde zu sich und sorgte recht väterlich für sie.

Beobachtungs-Geist, der tiefe Blicke in das menschliche Herz that. Seine lateinische Prosa ist zwar nicht klassisch, aber sie entbehrt weder der Kraft noch der Zierlichkeit, seine Gedichte sind in Rücksicht auf Form und Wohlklang, zwar nicht ausgezeichnet, meist rauh und ohne Feile, aber herzlich und voll einzelner herrlicher Gedanken. Von vielen seiner Zeit verkannt, stand er doch bei den besten und ausgezeichneten seiner Zeitgenossen in hoher Achtung und nachdem er lange vergessen war, haben treffliche Männer der neuern Zeit sein Angedenken wieder ruhmvoll erweckt.

Quellen: Gottlieb Andreä (seines Sohns) christliche Trauerklag über den seligen Abtritt J. V. A. 1654. (angehängt ist J. V. A. umbra delineata a G. Andr.) Christoph Zellers christliche Leichpredig bei der Begräbniß J. V. A. 1654. Andr. Christ. Zeller epistola, qua Jo. Valet. Andr. opusculorum editionem indicat 1713. Anecdota de vita J. V. Andreae cum ejus Specimine verae unionis in Christo in Klemms Amoenitates Academicae Fascic. II. 1734. p. 1. ff. L. M. Fischlin memoria Theologorum wirtenbergensium, T. II. p. 119. ff. Herders erneuertes Andenken an einige ältern deutschen Dichter, (Deutsches Museum 1780. Bd. 2. p. 116 ff. sämmtliche Werke zur schönen Litteratur und Kunst, Th. 13. p. 268. ff. Zerstreute Blätter, Thl. 5. p. 249 ff.) Summarische Nachrichten von in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern, Stück 7—19. Vollständiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen lateinischen und teutschen Schriften J. V. A. von B(urk) 1793. Ungedruckte Schreiben und Auszüge von Schreiben von J. V. A. in Mosers patriotischem Archiv, Bd. VI. p. 285 ff. Leben Joh. V. Andr. im Würtembergischen Repertorium p. 274 ff. Selbstbiographie J. V. A., aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Seybold 1799. J. V. A. und sein Zeitalter, dargestellt von Wilhelm Hosbach. 1819.

Johann Joseph Schmidlin.

Unter die Vielen, welche ihre ausgezeichneten Talente, verbunden mit einem lebhaften Temperamente, ins Unglück brachten, gehört auch Johann Joseph Schmidlin, der Sohn Christoph Andreas Schmidlins, Spezial-Superintendenten in Ludwigsburg, wo er den 15. October 1725 geboren wurde. Er war kaum vier Jahre alt, als sein Vater starb, worauf dessen Wittwe zu ihrer Mutter nach Neuenstein im Hohenlohischen zog, nach sieben Jahren aber sich mit Johann Ludwig Wolf, Hofprediger und Konsistorial-Rath in Kirchberg wiederum verheurathete (1736).

Weder die Erziehung der Mutter noch des Stiefvaters waren für den Knaben ersprießlich. Die erstere, eine sehr fromme Frau, hielt ihn zwar fleissig zum Kirchgehen, Bibellesen u. s. w., aber sonst ließ sie dem einzigen Kinde allzuviel Freiheit, und Schmidlin, auch in der Schule als Enkel des ehmaligen Superintendenten geschont, gewöhnte sich daran, im uneingeschränkten Genusse von Freiheit zu leben und all seine, oft so thörichten, Wünsche erfüllt zu sehen. Er lernte weiter Nichts als Lesen und Schreiben, und in dem sich selbst überlassenen Knaben, der daher beständig nur auf Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse bedacht war, setzte sich schon damals der Hang zu dem Leichtsinn fest, welcher ihm später so viel Ungemach bereitete. Der Stiefvater erkannte wohl die Fehler seiner bisherigen Erziehung, aber wie früher die Mutter in der Nachsicht, so übertrieb er es jetzt in der Strenge, der kindische Leichtsinn und Muthwille galten ihm für Bosheit und wurden als solche scharf von ihm geahndet. Oft sprach er ganze Tage lang Nichts mit dem Knaben und wenn er dann einmal den Mund aufthat, so waren es Strafpredigten, welche dieser hören mußte. Er untersagte ihm selbst erlaubte, unschuldige Vergnügungen und suchte seine jugendliche Lustigkeit mit aller Strenge zu unterdrücken, selbst lautes Lachen war dem Knaben zu Hause schwer verboten.

Beobachtungs-Geist, der tiefe Blicke in das menschliche Herz that. Seine lateinische Prosa ist zwar nicht klassisch, aber sie entbehrt weder der Kraft noch der Zierlichkeit, seine Gedichte sind in Rücksicht auf Form und Wohlklang, zwar nicht ausgezeichnet, meist rauh und ohne Feile, aber herzlich und voll einzelner herrlicher Gedanken. Von vielen seiner Zeit verkannt, stand er doch bei den besten und ausgezeichneten seiner Zeitgenossen in hoher Achtung und nachdem er lange vergessen war, haben treffliche Männer der neuern Zeit sein Angedenken wieder ruhmvoll erweckt.

Quellen: Gottlieb Andreä (seines Sohns) christliche Trauerklag über den seligen Abtritt J. V. A. 1654. (angehängt ist J. V. A. umbra delineata a G. Andr.) Christoph Zellers christliche Leichpredig bei der Begräbniß J. V. A. 1654. Andr. Christ. Zeller epistola, qua Jo. Valet. Andr. opusculorum editionem indicat 1713. Anecdota de vita J. V. Andreae cum ejus Specimine veræ unionis in Christo in Klemms Amoenitates Academicae Fascic. II. 1734. p. 1. ff. L. M. Fischlin memoria Theologorum wirtenbergensium, T. II. p. 119. ff. Herders erneuertes Andenken an einige ältern deutschen Dichter, (Deutsches Museum 1780. Bd. 2. p. 116 ff. sämmtliche Werke zur schönen Litteratur und Kunst, Th. 13. p. 268. ff. Zerstreute Blätter, Thl. 5. p. 249 ff.) Summarische Nachrichten von in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern, Stück 7—19. Vollständiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen lateinischen und teutschen Schriften J. V. A. von B(urk) 1793. Ungedruckte Schreiben und Auszüge von Schreiben von J. V. A. in Mosers patriotischem Archiv, Bd. VI. p. 285 ff. Leben Joh. V. Andr. im Würtembergischen Repertorium p. 274 ff. Selbstbiographie J. V. A., aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Seybold 1799. J. V. A. und sein Zeitalter, dargestellt von Wilhelm Hosbach. 1819.

getragen wurde, die er auf das Karolinum in Braunschweig begleiten sollte (1748). Der Stiefvater meinte zwar, sein Sohn habe selbst noch einen Hofmeister nöthig und wollte seine Einwilligung dazu nicht geben, aber bei dem Vormünder der Grafen wußte sich Schmidlin so zu empfehlen, daß dieser darauf drang, er sollte die Stelle annehmen. Anfangs gieng es auch gut, Schmidlin besuchte die Lehrstunden mit seinen Zöglingen fleißig, und übte sich besonders stark im Französischen mit ihnen. Auch machte er die Bekanntschaft mehrerer Professoren und erwarb sich die Zuneigung des Abts Jerusalem, der, seiner eignen Aeußerung nach, ihn in allen Stücken so sorgfältig fand, daß er sich von seiner Aufsicht die besten Früchte versprach. Allein bald änderte sich die Scene, Schmidlin kam mit seinen Zöglingen in vornehme Gesellschaften, er besuchte Konzerte, Opern, Schauspiele und andere öffentliche Lustbarkeiten mit ihnen, und diese Lebens-Art sagte ihnen mehr zu, als der beständige Besuch der Vorlesungen und das eifrige Studiren. Vor und während der Krankheit der jungen Grafen, welche von den Pocken befallen wurden, schreibt hierüber Jerusalem (d. 20. Dezember 1750), gieng Alles sehr gut, und Herr Schmidlin beobachtete seine Pflicht, wie er sollte. Aber diesen Sommer hat er wirklich angefangen, solche zu versäumen, worunter auch die Herrn Grafen leiden. Denn sie sind sich zu viel selbst überlassen, ihre Studien werden versäumt, und ihre Gesellschaft ist auch allemal diejenige nicht, die sie zur nöthigen Aufmerksamkeit auf sich selbst gewöhnen könnte. Da ich aber des Herrn Schmidlin Fehler mehr einer unordentlichen Lebhaftigkeit und dem Mangel an Ueberlegung, als andern bösen Neigungen zuschreibe, so wünschte ich zwar, daß die Herrn Grafen in bessere Ordnung kämen, er aber doch an seinem Glück nicht darunter leiden möge. Auch ermahnte Jerusalem ihn, wie seine andern Freunde, sehr liebreich, auf den alten Weg zurück zu kehren, aber Schmidlin hörte sie nicht. Er hatte eine heftige Neigung zu einer Opernsängerinn gefaßt und ließ sich von dieser Neigung zu mancherlei Unbesonnenheiten verleiten. Er machte ihretwegen einen übermäßigen Aufwand und gerieth dadurch in Schulden; seine Gläubiger wurden laut, und nun beschloß er mit der Sängerinn zu fliehen, aber sein Vorhaben ward entdeckt und er gerade vor der Ausführung verhaftet. Er verlor seine Hofmeisterstelle, aber seine Schulden wurden bezahlt, doch nur unter der Bedingung, daß, wenn er einmal etwas erbe, er das für ihn ausgegebene Geld zurückerstatte. So für seine Unbesonnenheiten bestraft, fühlte er diese freilich sehr tief, wie seine Schreiben an Jerusalem, an seine Aeltern und an den Vormünder seiner Zöglinge beweisen, aber sein Leichtsinn gewann bald wieder die Oberhand, und, obwohl ohne Geld und Empfehlung, gieng er doch guten Muths von Braunschw

Die Mutter, welche mit ihrem Sohn Mitleiden hatte, suchte ihn für des Stiefvaters Strenge zu entschädigen, aber hiedurch verderbte sie ihn noch mehr, Haß gegen den Stiefvater und Neid auf seinen Stiefbruder erfüllten nun das Herz des Knaben. War er ausser dem Hause, so suchte er durch übertriebene Ausgelassenheit sich für den Zwang, welchen er daheim sich gefallen lassen mußte, zu entschädigen, und wenn nun der Vater etwas von den Jugendstreichen des Sohns erfuhr, verdoppelte er die Strenge gegen diesen, der, wie er meinte, ihm und seinem Amte Schande mache. Ein neuer Grund zur Unzufriedenheit war der Unfleiß des Knaben in der Schule, der nicht sowohl von Mangel an Talent bei ihm, als von der schlechten und verkehrten Unterrichts-Methode seiner Lehrer herrühre. Und doch sollte Schmidlin Theologie studiren, die Mutter wollte es so, und, obwohl ungern, mußte auch der Stiefvater einwilligen.

Der Knabe kam daher nun nach Oehringen ins Gymnasium, wo aber die Lehrmethode nicht viel besser war, als zu Kirchberg, einige lateinischen und griechischen Schriftsteller wurden ohne Geschmack und Gründlichkeit erklärt, die Anweisung zu Philosophie war eine heillose Uebersetzung von Thünigs lateinischem Auszug aus Wolfs philosophischen Schriften, an Geschichte und Erdbeschreibung aber wurde nicht gedacht. Doch machte Schmidlin bei angebornen Talenten gute Fortschritte und beschäftigte sich namentlich mit der französischen Sprache sehr eifrig.

Von Oehringen aus kam er auf die Universität Wittenberg, um sich der Theologie zu widmen, aber er fand an der Art, wie diese Wissenschaft damals hier getrieben wurde, wenig Geschmack, jedoch der Vater war, als er zurückkam, mit ihm zufrieden, denn er predigte in Kirchberg mehrmals mit großem Beifall, Ordnung, Deutlichkeit und ein guter Styl zeichneten seine Predigten aus. Desto weniger gefiel ihm bei näherer Betrachtung das Betragen des Jünglings, das ihm für einen Theologen zu frei schien, namentlich sollte er mit Frauenzimmern, und wenn es auch die gesittetsten wären, sich nicht unterhalten, zu Hause fein still und ruhig seyn, und das späte Nachhausekommen sich abgewöhnen. Dieser Zwang aber wollte dem lebhaften jungen Mann gar nicht gefallen, er gieng daher nach Tübingen und studirte die Rechtswissenschaft, übte sich auch in der englischen und italienischen Sprache. Kaum hatte er seine Studien hier geendigt, als ihm eine Hofmeisterstelle bei den jungen Reichsgrafen von Giech an-

zum Buchstaben J vollendet hatte. Hundert Dukaten, welche ihm der Herzog Ferdinand von Braunschweig zugedacht hatte, kamen zu spät, wurden aber von dem edelmüthigen Fürsten Schmidlins Wittwe verlassen. Seine Leibesbeschaffenheit hatte ihm eine weit längere Lebensdauer versprochen, aber allzugroße Anstrengungen, Kummer über seine beschränkten häuslichen Umstände und Aerger über die, gegen welche er seines Werkes wegen Verpflichtungen übernommen hatte, tödteten den talentvollen Mann, der den Leichtsinn seiner Jugend so schwer hatte büßen müssen, vor der Zeit.

Quellen: Schmidlin, der Hohenloher. von K*****r und J. J. Schmidlins Lebensgeschichte von J. Ph. Hochheimer. Oehringen. 1780.

Lukas Osiander und seine Söhne.

Die Familie Osiander lieferte der wirtenbergischen Kirche ebenfalls eine nicht geringe Zahl tüchtiger Gelehrten und ausgezeichneter Theologen. Ihr Stamm-Vater war der, durch seine vielen theologischen Streitigkeiten bekannte, Andreas Osiander, eigentlich Hoßmann, der Sohn eines Hufschmids zu Gunzenhausen im Anspachischen, wo er 1498 geboren wurde, Prediger in Nürnberg seit 1522, später Professor der Theologie in Königsberg, wo er 1552 als preußischer Bischoff und Geheimer-Rath starb.

Sein Sohn war **Lukas Osiander**, geboren d. 16. Dezember 1534 zu Nürnberg, wo er auch seine erste Bildung erhielt, welche er auf der hohen Schule des neuen Wohnortes seines Vaters, Königsberg, vollendete. Bei guten natürlichen Anlagen und sorgfältigem Unterricht, unter der Leitung und Aufsicht seines Vaters, erwarb sich Osiander ansehnliche Kenntnisse in der Theologie, und kam 1555 als Diakonus nach Göppingen, im Herzogthum Wirtenberg, welches nun das zweite Vaterland der Osianderischen Familie wurde. Hier wurde er mit Jakob Andreä, welcher damals Special-Superintendent in dieser Stadt war, bekannt, und diese Bekanntschaft trug sowohl zu seiner Ausbildung als auch zu seinem Fortkommen wesentlich bei. Denn er verband sich bald näher mit dem, schon damals in Wirtenberg sehr angesehenen und vielgeltenden, Mann, indem er dessen Schwägerinn, die Wittwe des verstorbenen Pfarrers Lyser, Margarethe, Johann Entringers Tochter, heurathete. So stieg er durch seines Schwagers Einfluß schnell zu höhern Kirchenämtern empor, er wurde 1557 Spezial-Superintendent in Blaubeuren, 1560 an der Sankt Leonhards-Kirche in Stuttgart, und 1567 Hofprediger und Konsistorial-Rath.

In diesem Amte erwarb sich Osiander großen Einfluß, in kirchlichen nicht nur, sondern auch in politischen Angelegenheiten. Denn der fromme Herzog Ludwig von Wirtenberg hielt gar viel auf seinen Hofprediger, und dessen Wort galt bei ihm oft vielmehr als die Meinung seiner Räthe. Auf der Kanzel aber durfte dieser, ohne des Herzogs *Mißfallen* fürchten zu müssen, mit scharfen, strafenden Worten, selbst

gegen den Hof, dessen Fehler und Laster losziehen, was er auch zur Genüge that. Im Konsistorium spielte Osiander ebenfalls den Herrn, denn der Direktor Eisengrien, Andreäs Tochtermann, hielt getreulich zu ihm. Daher hatten die Geistlichen vor ihm große Angst und warben eifrig um seine Gunst, da man Beispiele hatte, daß selbst die Söhne eines Brenz und Schnepf, um Wirtenberg so hochverdienter Männer, vor den Wirkungen seines Unwillens nicht sicher waren. Dabei vergaß er seine Familie nicht, seine vier Söhne gelangten zu den höchsten Stellen in der wirtenbergischen Kirche. Mit Melchior Jäger von Gärtringen, und dem Landhofmeister Erasmus von Leiningen, bildete so Osiander ein Triumvirat, welches in den letzten Zeiten des Herzogs Ludwig fast ohne Beschränkung herrschte. 1)

Doch als Herzog Friedrich den Thron bestieg, da hatte ihr Regiment ein Ende, und Osiander, der indeß Abt zu Adelberg geworden war, erfuhr es schwer, daß der Geist des neuen Herrschers ein ganz andrer sey, als der seines lieben, frommen Herzogs Ludwig. Die scharfen Predigten wurden nun nicht mehr wie zuvor geduldet, und in politischen Angelegenheiten ließ sich der Herzog von seinem Hofprediger nun vollends gar nichts mehr einreden.

Osiander aber war zu alt, um sich in die neue Lage der Dinge recht zu schicken, und eine geschmeidigere, höflichere Sprache anzunehmen, oder wohl gar ganz zu schweigen, und so bereitete er sich selbst sein Unglück.

Der Herzog Friedrich war ein Freund der Alchymie oder Goldmacherkunst und daneben gieng er stets mit Planen um, um Handel und Gewerbsamkeit in seinem Fürstenthum zu verbessern. Unter den fremden Abentheurern, welche zu ihm mit großen Planen und schönen Versprechungen kamen, die sie aber gewöhnlich schlecht erfüllten, war auch Abraham Calorno, benannt der große Judenkünstler von Ferrara, eine Art Wundermann, welcher durch allerlei Taschenspieler-Künste sich einen weit verbreiteten Ruhm erworben hatte. Er wußte bald die Gnade des Herzogs zu erlangen, und verschaffte dadurch auch einem gewißen Maggino Gabrieli bei diesem Eingang, einem Manne, der sich für den General-Konsul einer Gesellschaft jüdischer Kaufleute ausgab, und für diese um Handelsfreiheit in Wirtenberg bat, indem er die Vortheile, welche aus diesem Handel für das Land erblühen würden, mit den glänzendsten Farben ausmalte. Auf dieß hin wurden Unterhandlungen mit ihm eröffnet, und ihm nebst einigen seiner Genossen das Armbrusthaus in Stuttgart zur Wohnung eingeräumt.

Eine solche Begünstigung der Juden mußte nothwendig großes

1) Vergleiche Thl. I. p. 2.

Aufsehen machen in einem Lande, wo man sie bisher als „nagende Würmer" gar nicht geduldet hatte, selbst am Hofe, wo man jedoch nicht von Juden, sondern blos von hebräischen Kaufleuten sprechen durfte, war man unzufrieden, noch mehr murrte das Volk, in Wirthshäusern und bei Zechen waren die Juden das Hauptgespräch, sogar von den Kanzeln zog man gegen sie los.

Aber Niemand wagte es dem Herzog selbst eine Vorstellung zu machen, denn dem Hofprediger Felix Bidenbach war es nur mit Mühe gelungen, den Zorn Friedrichs zu besänftigen, als man ihn verklagte, er habe geäußert, nicht geringe Personen giengen mit den Juden um, seyen deßwegen aber auch eben so gut als sie. Endlich jedoch konnte sich der alte Lukas Osiander nicht länger halten, sondern überschickte dem Herzog folgendes Schreiben (d. 13. März 1598.) Es befinde sich seit etlichen Monaten ein wälscher Jude, welcher auch ein Zauberer sey, zu Stuttgart, und ihm wären noch mehrere seines Volks nachgekommen, so daß man nicht unbillig besorge, die Juden möchten einen Fuß ins Land setzen wollen. Dieß aber seyen nun höchst schädliche Leute, Christi abgesagte Feinde, die schauerlich über ihn lästerten, viel ärger als die Türken, und daher ein verfluchtes, vermaledeites, von Gott verworfenes Volk. Wer sich mit ihnen abgebe, der geselle sich zu den Feinden seines Erlösers und mache sich ihrer Gottlosigkeit und teuflischen Bosheit theilhaftig. Darum sollte man einen Juden eben halten wie einen Juden, das heißt, wie einen leibeigenen gefangenen Mann des teutschen Reichs. Es sey bekannt, daß die Juden Brunnen vergifteten, Kinder raubten und mordeten, und wo sie in ein Land sich eingenistet hätten, es durch ihren Wucher zu Grund richteten. Wenn daher ein Fürst machen wolle, daß seine Unterthanen ärmer würden, so dürfe er nur dieß verfluchte Volk und Ungeziefer ins Land rufen. Wer sich mit Zauberern abgebe, mache sich gleich ihnen des Abfalls von Gott theilhaftig. Diese christliche nothwendige Vermahnung, schließt Osiander, habe er an den Herzog gelangen lassen müssen, wie er ihn früher wegen der Reise nach Italien und des Goldmachens gewarnt hätte, er solle daher keine Ungnade auf ihn werfen, denn dadurch würde er sich nur Gottes Zorn zuziehen. (d. 13. März 1598).

Solch eine Sprache aber, wie sie wohl am Hofe Ludwigs erlaubt gewesen, war Herzog Friderich nicht gewohnt und antwortete daher, er könne sich über Osianders unwahrhaftes, ehrenrühriges Schreiben nicht genug verwundern, wie er, der nunmehr auf der Grube gehe, so vermessen sey, ihn, seinen Fürsten und seine, ihm von Gott gesetzte Obrigkeit, so hoch und wider die Gebühr anzutasten, Ursache genug hätte er daher, ihm nicht zu antworten, noch wegen seiner

gegen den Hof, dessen Fehler und Laster losziehen, was er auch zur Genüge that. Im Konsistorium spielte Osiander ebenfalls den Herrn, denn der Direktor Eisengrien, Andreäs Tochtermann, hielt getreulich zu ihm. Daher hatten die Geistlichen vor ihm große Angst und warben eifrig um seine Gunst, da man Beispiele hatte, daß selbst die Söhne eines Brenz und Schnepf, um Wirtenberg so hochverdienter Männer, vor den Wirkungen seines Unwillens nicht sicher waren. Dabei vergaß er seine Familie nicht, seine vier Söhne gelangten zu den höchsten Stellen in der wirtenbergischen Kirche. Mit Melchior Jäger von Gärtringen, und dem Landhofmeister Erasmus von Leiningen, bildete so Osiander ein Triumvirat, welches in den letzten Zeiten des Herzogs Ludwig fast ohne Beschränkung herrschte. 1)

Doch als Herzog Friedrich den Thron bestieg, da hatte ihr Regiment ein Ende, und Osiander, der indeß Abt zu Adelberg geworden war, erfuhr es schwer, daß der Geist des neuen Herrschers ein ganz andrer sey, als der seines lieben, frommen Herzogs Ludwig. Die scharfen Predigten wurden nun nicht mehr wie zuvor geduldet, und in politischen Angelegenheiten ließ sich der Herzog von seinem Hofprediger nun vollends gar nichts mehr einreden.

Osiander aber war zu alt, um sich in die neue Lage der Dinge recht zu schicken, und eine geschmeidigere, höflichere Sprache anzunehmen, oder wohl gar ganz zu schweigen, und so bereitete er sich selbst sein Unglück.

Der Herzog Friedrich war ein Freund der Alchymie oder Goldmacherkunst und daneben gieng er stets mit Planen um, um Handel und Gewerbsamkeit in seinem Fürstenthum zu verbessern. Unter den fremden Abentheurern, welche zu ihm mit großen Planen und schönen Versprechungen kamen, die sie aber gewöhnlich schlecht erfüllten, war auch Abraham Calorno, benannt der große Judenkünstler von Ferrara, eine Art Wundermann, welcher durch allerlei Taschenspieler-Künste sich einen weit verbreiteten Ruhm erworben hatte. Er wußte bald die Gnade des Herzogs zu erlangen, und verschaffte dadurch auch einem gewißen Maggino Gabrieli bei diesem Eingang, einem Manne, der sich für den General-Konsul einer Gesellschaft jüdischer Kaufleute ausgab, und für diese um Handelsfreiheit in Wirtenberg bat, indem er die Vortheile, welche aus diesem Handel für das Land erblühen würden, mit den glänzendsten Farben ausmalte. Auf dieß hin wurden Unterhandlungen mit ihm eröffnet, und ihm nebst einigen seiner Genossen das Armbrusthaus in Stuttgart zur Wohnung eingeräumt.

Eine solche Begünstigung der Juden mußte nothwendig großes

1) Vergleiche Th. I. p. 2.

seine Kühnheit, vielleicht auch seine Ermahnung noch mehrere Behörden so keck gemacht hatte, Vorstellungen gegen die Juden einzugeben, indem jetzt nicht nur das Konsistorium und der ständische Ausschuß, sondern selbst Landhofmeister, Kanzler und Räthe sich mit Beschwerden und Vorstellungen an den Herzog wandten.

Der Herzog erklärt deßwegen auch, es sey sein ernster Wille, daß Osiander wegen seines unverschämten Angriffs auf die fürstliche Ehre, gestraft würde, denn eher betrete er die Hofkapelle nicht mehr (d. 25. März). Die Räthe hielten es für bedenklich, einen ordentlichen Prozeß gegen den Prälaten einzuleiten, sie schlugen daher vor, der Herzog solle ihn vorfordern und ihm sein Betragen verweisen lassen, mit der Bemerkung, obwohl er strenge Strafe verdient hätte, so sollte doch, in Rücksicht auf seinen Stand, Gnade für Recht über ihn ergehen, er müsse aber eine Verschreibung geben, daß er seine Wohnung auf zwei Meilen Wegs von Stuttgart aufschlagen und Nichts ohne des Herzogs Wissen drucken lassen wolle (d. 28. März).

Hiemit war der Herzog zufrieden, Osiander wurde vorgefordert, und der Kanzler Aichmann mußte ihm sein anzügliches, ehrenrühriges Schreiben vorhalten und ihn auffordern, Fußfall und Abbitte zu thun. Hierauf entschuldigte sich zwar der Prälat, er habe des Herzogs Ehre nicht angreifen wollen, als aber diesem eine solche Erklärung nicht genügte und er eine bestimmtere verlangte, so bekannte er: Allerdings hätte er Unrecht gethan und sich am Herzog schwer vergriffen, es sey ihm dieß von Herzen Leid, er bitte ihm den Fußfall zu erlassen und ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Dabei traten dem alten Manne Thränen in die Augen und die Räthe selbst legten eine Fürbitte für ihn ein, worauf der Fußfall ihm auch erlassen wurde.

Doch ward er seines Diensts entsetzt und mußte innerhalb 14 Tagen das Kloster Adelberg verlassen. Er gehorchte und zog nach Eßlingen, wo er auf sein Ansuchen, die Erlaubniß zu predigen erhielt, darüber aber mit dem dasigen Stadtpfarrer, D. Herrmann, in Streit gerieth. Dieser warf ihm vor, er wollte ihn von seinem Platze verdrängen, Osiander dagegen fand in dessen Predigten vom Abendmahl ketzerische Lehren. Verdienstvoller als diese Ketzerschmeckerei war es, daß Osiander den Eßlinger Rath zu der Errichtung des Pädagogiums und des damit verbundenen Alumneums veranlaßte (1598). Für seine Verdienste um die Stadt, gab ihm diese jährlich 6 Klafter Holz und 400 Reisigbüschel, auch lieh sie ihm für sich und seine Familie „ihre Fuhr." Im Jahre 1604 gab er Altershalben das Predigen auf, gieng bald darauf, mit Erlaubniß des Herzogs, nach Stuttgart zurück, bekam hier gleich einen Schlagfuß, mußte nun stets zu Bette liegen,

dabei viel Schmerzen leiden und starb, nachdem er noch sein Glaubensbekenntniß aufs Konkordienbuch abgelegt hatte, den 17. September 1604. Seine Prälaten-Stelle hatte der Herzog gleich nach seiner Absetzung seinem ältesten Sohne, Andreas, gegeben; auch ließ er den Eßlingern auf ihre Anfrage, ob sie Osiandern als Prediger annehmen dürften, antworten: Er wolle ihnen hierin Nichts vorschreiben.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin (1566) hatte sich Osiander mit der Tochter des Pfarrers Engel von Waldenbuch, Tabitha, zum zweitenmale verheurathet; von jeder seiner Frauen hatte er zwei Söhne, Andreas und Johannes von der ersten, Lucas und Joseph von der zweiten.

Osiander war ein frommer, rechtschaffener Mann, welcher aber von des Vaters Streitsucht und Herrschbegierde nicht wenig geerbt hatte, ein vorzüglicher Prediger, und überhaupt ein, um die lutherische Kirche sehr wohl verdienter, Theolog. Er nahm an den meisten theologischen und Glaubens-Verhandlungen seiner Zeit Antheil, zugleich mit Balthasar Bidenbach verfaßte er die sogenannte Maulbronner Vereinigungsformel (1576), welche die eigentliche Grundlage der Konkordienformel wurde, und war auch sonst in dieser Sache sehr thätig. Er war 1564 bei dem Glaubens-Gespräch zugegen, welches die wirtenbergischen und pfälzischen Theologen zu Maulbronn über die Lehre vom Abendmahl, so wie von der Ubiquität oder Allenthalbenheit des Leibs Christi hielten. Auch zu Mömpelgard erschien er, als hier im März 1586 Jakob Andreä sich mit Theodor Beza, Prediger von Genf, über die Lehren vom Abendmahl, vom Verdienst Christi, von der ewigen Gnadenwahl u. s. w. unterredete. Am 24. Julius 1590 hatte er zu Stuttgart eine Unterredung mit dem Jesuiten Gregor von Valencia, wobei er viel Ehre einlegte, indem er seinen gewandten Gegner mehrmals in die Enge trieb, ja ihn sogar zwang, zu bekennen, daß weder das Verdienst, noch die guten Werke der Menschen etwas zu ihrer Rechtfertigung vor Gott beitrügen. Im August 1594 aber besprechen er und Jakob Heilbronner sich mit Samuel Huber, einem gebornen Schweizer, welcher eine neue Ansicht in der Lehre von der Gnadenwahl aufgebracht hatte, wegen welcher er der Irrglaubigkeit beschuldigt wurde. Auch nahm er Theil an den Streitigkeiten der wirtenbergischen Gottesgelehrten, mit den Helmstädter Theologen über die Ubiquitäts-Lehre (1589 ff.), und er selbst hatte mit Reformirten sowohl als mit Katholiken, vornemlich mit den Jesuiten heftige Kämpfe zu bestehen. 2)

2) Er verfaßte mehrere Streitschriften: Antisturmius primus et secundus 1579. Refutatio scripti satanici Francisci Puccii 1594. Ursachen, warum Frater Johann Naß, ein päpstischer Schalksnarr, seiner

Denn während seines ganzen Lebens, wie seine Grabschrift sagt, vertheidigte er die evangelische Wahrheit mit Mund und Feder aufs Tapferste.

Er schrieb über die meisten Fächer der Theologie, seine Auslegung der heiligen Schrift (Commentarius in universa Biblia, Tom. VII. 1573.) wurde ihrer Reichhaltigkeit und Gründlichkeit wegen sehr geschätzt, seine Kirchengeschichte (Epitome Historiae Ecclesiasticae XVI. Centuriae 1593 ff.), ist zwar in den früheren Zeiten blos ein Auszug aus den bekannten magdeburgischen Centurien, aber sehr gut geordnet und genau, und vom vierzehnten Jahrhundert an Osianders an eigner Arbeit, ausführlich besonders im sechszehnten Jahrhundert. Ferner verfaßte er eine Anleitung zum Predigen (De ratione Concionandi, 1588), ein dogmatisches Lehrbuch (Institutio Christianae Religionis seu loci communes Theologici 1579), welches sowohl in die teutsche (1582), als auch in die französische Sprache (1591) übersetzt wurde, und eine sehr gemeinfaßlich geschriebene Bauern-Postille (5 Thle. 1593.) Er schrieb auch gegen den neuen, von Papst Gregor dem Dreizehnten eingeführten Kalender, ein Bedenken, ob derselbe eine Nothdurft bei der Christenheit sey, wie treulich der Papst die Sachen damit meine, ob er Macht habe, ihn der Christenheit aufzudringen, und ob fromme und rechte Christen schuldig seyen, ihn anzunehmen, was er natürlich verneint und den Kalender eine unselige Mißgeburt, ein, ohne alle Noth aus lauter Fürwitz und Eigensinn vorgenommenes Werk nennt, welches man ohne merkliche Zerrüttung in Staat und Kirche nicht annehmen könne. Ich hoffe, sagt er weiter, daß dieser Kalenderkrämer, Papst Gregor, seinen Kram, sammt andern seinen unlöblichen Waaren, als blauem Faden, Röthelstein und Schwefelhölzlein, zeitlicher, denn er meint, wieder wird aufgeben müssen (1583). In seiner

---

fernern Antwort würdig, und sich kein rechter Christ ferner an seine Lästerschriften kehren soll 1570. Erklärung der Lügen, Verkehrung und Lästerung mit denen Bruder Johann Naß in seinen Centurien die Augsb. Conf. verlästert 1569. Warnung vor falscher Lehre und pharisäischer Gleißnerei der Jesuiten 1566. Warnung vor Jesuitischen Anschlägen und Praktiken 1585. Verantwortung wider Georg Scherer und Christoph Rosenbusch, Jesuiten, die aus selbiger Warnung lauter Gift gesogen, 1586. Fastnachtriumph Georg Scherers, 1587. Abfertigung Christian Rosenbuschs. 1587. Endliche Abfertigung Scherers und Rosenbuschs, 1589. Warnung vor dem Zwinglischen Irrthum im Abendmahl, 1510. Widerlegung des Bekenntniß Caspar Schwenkfelds, 1591. Ferner Schriften gegen Samuel Huber (1597. 99), Johann Pistorius (1590—91). Daniel Tossanus, 1579 u. s. w.

„Badkromet" aber antwortet er auf die, von den Katholiken ausgestreute, „Landlüge" als sey er zu ihnen übergegangen, aufs Derbste, und sucht zu beweisen, daß der Papst der Antichrist, der Mensch der Sünden und das Kind des Verderbens, die Jesuiten aber neue Pharisäer seyen, vom Teufel hervorgezogen, um den unmächtigen Antichrist mit Kraftwasser anzustreichen. Von seinen Predigten wurde eine ziemliche Anzahl gedruckt, namentlich fünfzig Predigten über den Katechismus und die Haustafel und acht über das Vater-Unser.

Der älteste von seinen Söhnen war Andreas Osiander, geboren in Blaubeuren den 27. März 1562, welche im Pädagogium zu Stuttgart so schnelle Fortschritte machte, daß er schon 1576 ins theologische Stift zu Tübingen aufgenommen ward. Im Jahr 1584 ward er Diakonus in Urach, 1587 Spezial-Superintendent in Güglingen, 1590 Hofprediger in Stuttgart, 1598, nach seines Vaters Absetzung, Prälat in Adelberg, 1608 aber Kanzler zu Tübingen, wo er den 21. April 1617 an einer ansteckenden Krankheit starb. Er lebte 33 Jahre in der Ehe mit Barbara, Samuel Heilands Tochter, die ihm 18 Kinder gebar, wovon die Hälfte den Vater überlebte. Er war ebenfalls ein ausgezeichneter Theolog, welchen mehr als eine auswärtige Hochschule zum Lehrer begehrte und der an den Glaubens-Angelegenheiten seiner Zeit eifrigen Antheil nahm; er wohnte den Glaubens-Gesprächen in Baden (1589) und Regensburg (1601) bei, in deren erstem Jakob Andreä mit Jakob Pistorius, im letzten aber Hunnius nebst Heilbronner gegen die Jesuiten Gretser und Tanner stritt, und wurde häufig in kirchlichen Verrichtungen gebraucht. Seine Grabschrift nennt ihn einen Mann, in welchem ein göttlicher Geist, eine schnelle, freie und nachdrückliche Geschicklichkeit in Besorgung von Geschäften, eine vielfache und ausgezeichnete Gelehrsamkeit, Wissenschaft und vorzügliche theologische Kenntnisse, eine gelehrte und höchst zierliche Beredsamkeit, Reinheit und Anmuth der Sitten, bewundernswerthe Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit gegen Jedermann, mit der höchsten Gottesfurcht und den glänzendsten Verdiensten um die christliche Kirche vereint waren. Seine Hauptwerke sind eine lateinische Bibel (Biblia latina cum annotationibus 1606), welche er auf Befehl des Herzogs Friderich, dem sie auch gewidmet ist, herausgab, dreizehn Abhandlungen über das Konkordienbuch (Disputationes XIII. in librum Concordiae 1611) und sein „Papst nicht Papst" (Papa non papa 1599), worinn er zu zeigen sucht, wie selbst das Papstthum und die katholische Kirche in den Hauptlehren des Christenthums mit den Lutheranern übereinstimmten. Auch verfaßte er mehrere Streitschriften wider Kalvinisten und Katholiken 3), gab Abhandlungen über einzelne Glan-

3) Duae Tabulae contra Calvinianor. astutias 1591. Responsum ad

benslehren, Predigten und ein Kommunikanten-Büchlein heraus (1590), welches noch im vorigen Jahrhundert mehrere Auflagen erlebte.

Sein Bruder, Johann Osiander, geboren in Stuttgart den 26. April 1564, wurde, nach vollendeten Studien 1587 Diakonus in Cantstatt, 1591 Pfarrer in Steinheim, 1597 Special-Superindentent in Marbach, 1614 Abt in Murrhard, 1624 in Adelberg und starb den 16. October 1626. Er war ein gelehrter, frommer, friedliebender und mildthätiger Mann, der sich wenig in die theologischen Streitigkeiten seines Zeitalters mischte, dafür aber sich viel mit der Alchymie abgab, wodurch er auch mit dem Herzog Friderich von Wirtenberg in Verkehr kam, welchem er seine Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte, ihm auch mancherlei Dinge, unter anderm trinkbares Gold (aurum potabile) zuschickte.

Berühmter ist der dritte Bruder Lukas Osiander, geboren zu Stuttgart den 6. Mai 1571. Er erhielt seine erste Bildung im Pädagogium zu Stuttgart, durchlief die niedern Klosterschulen, kam hierauf ins theologische Stift zu Tübingen, ward 1591 Diakonus in Göppingen, 1597 Pfarrer in Schwieberdingen, 1602 Special-Superindentent in Leonberg, 1606 in Schorndorf, 1612 Abt in Bebenhausen, 1616 in Maulbronn, 1619 Superattendent des Stifts zu Tübingen, 1620 Propst und Kanzler daselbst. Hier fiel ihn 1636, als er eben die Kanzel bestiegen hatte, ein Schwärmer, Namens Gistthiel, mit bloßem Schwerdte unter dem Ausruf: Warum predigst du nicht Gottes Wort? an, er entgieng dem Hieb durch eine schnelle Wendung, von seinen Zuhörern gewarnt, faßte seinen Angreifer und schleppte ihn zum Altar, wo die Weiber über denselben herfielen und ihm mit Nägeln und Fäusten gar übel mitspielten. Er war dreimal verheurathet, mit Elisabeth Ried von Schorndorf, mit Maria Jakobina Daser und mit Barbara Schropp, und starb den 10. März 1638. Seine Gelehrsamkeit in der Theologie war ausgezeichnet, er besaß eine große Geschicklichkeit, selbst die verwickeltsten, schwierigsten Sätze klar aus einander zu setzen und durch passende Vergleichungen deutlich zu machen. Ein unermüdlicher, unerschrockener Kämpfer für den lutherischen Glauben, war er ein noch heftigerer Polemiker als sein Vater, der gegen Katholiken und Reformirte, gegen Jesuiten, Widertäufer und Schwenckfelder schrieb. Er bekämpfte Arndts Buch vom wahren Christenthum sehr scharf, als ein mit ketzerischem Gift erfülltes, verderbliches, dem

Analysin Gregorii de Valentia Jesuitae, de Ecclesia 1593. Epistola synodica ad. Jo. Pistorium de Jure Canonico 1599. Apologia contra crassissima mendacia Tenebrionis cujusdam Ingolstadensis circa secunda peccata A. Os. imputata 1606.

wahren Evangelium widerstreitendes Werk, das von Ungelehrten ohne Gefahr für ihr Seelenheil nicht gelesen werden dürfe. 4) Von den Reformirten sagte er, zwar habe der römische Antichrist das Angesicht der christlichen Kirche jämmerlich verdeckt, allein nicht besser betrage sich der kalvinische Geist, ja er sey in mancher Hinsicht noch schlimmer, den Abraham Scultetus aber, den Hofprediger des Pfalzgrafen Friderich, nannte er öffentlich einen Atheisten, weil er in einer Predigt gesagt hatte, die Katholiken irrten in den Grund-Artikeln des Glaubens nicht. Einen sehr heftigen Streit hatte er auch mit Balthasar Menzer und den Theologen zu Giessen, über die Lehre vom Stand der Erniedrigung Christi (1625 ff.) Man machte ihm seine Streitsucht öfters zum Vorwurfe, allein er vertheidigte sich damit, daß er sagte, es sey das Zeichen schläfriger Trägheit oder verkehrter Klugheit, wenn ein Geistlicher meine, er habe genug gethan, sobald er nur die wahre, ächte Lehre rein verkündige, sich aber vor aller Verfolgung Andersdenkender hüte, man müsse vielmehr diese bekämpfen, denn eines guten Hirten Pflicht sey, seine Heerde auf alle Art zu vertheidigen. Auch mit der Alchymie beschäftigte sich Lucas Osiander, ja er war sogar eine Zeitlang Aufseher der Alchymisten in Stuttgart, mit dem Titel eines politischen Raths (1596), doch gab er diese Stelle bald wieder auf und trat von Neuem in Kirchendienste. Er verfaßte Handbücher über die Streitigkeiten mit den Katholiken, Schwenkfeldern, Widertäufern und Reformirten (Enchiridia controversiarum 1603 ff.) und mehrere Disputationen.

Der jüngste Bruder Joseph Osiander, geboren in Stuttgart den 11. Januar 1589, wurde 1610 Diaconus in Göppingen, 1616 Special-Superintendent in Balingen und 1623 Abt in Blaubeuren, nach der Nördlinger Niederlage von den Katholiken vertrieben, hielt er sich meist in Ulm und Eßlingen auf. Verheurathet war er zweimal, mit Ursula, Oßwald Gabelkhovers Tochter und mit Sophia, der Tochter des David Pistorius, Prediger in Augsburg. Er hatte einen sehr schwächlichen Körper, war von Jugend auf kränklich, und starb an einem Schlaganfalle den 10. Dezember 1635.

Quellen: Die Leichenpredigten Lucas Osianders des Aeltern von Johann Magirus, Andreas Osianders von Melchior Hafenreffer,

4) Theologisches Bedenken und christliche, treuherzige Erinnerung, welchergestalt Joh. Arndts genanntes wahres Christenthum, nach Anleitung des h. Worts Gottes und der reinen evangelischen Lehre und Bekenntniß anzusehen und zu achten sey. 1604.

Johann O. von Dietrich Stählin, Lukas O. des Jüngern von Melchior Nicolai und Joseph O. von Wagner. Ludw. Melch. Fischlini memoria Theologorum Wirtenbergensium reusscitata, Tom. I. et II.; Andr. Caroli memorabilia ecclesiastica seculi XVI. Tom. I. And. Dav. Caroli, Wirtenbergische Unschuld. 1708. Mosers patriotisches Archiv, Thl. III. p. 538 und Thl. IX. p. 245 ff., und handschriftliche Nachrichten.

zu beweisen, daß das Restitutions-Edikt in keinem Fall auf die wirtenbergischen Klöster angewendet werden könne, es war Alles vergebens.

Der Kurfürst von Sachsen berief deßwegen nun auch seine Glaubensgenossen zu einer Zusammenkunft nach Leipzig, um hier sich über die Maasregeln zu Widerherstellung des Friedens und der Einigkeit und zu Verhandlungen mit den katholischen Ständen wegen der Kirchengüter zu berathen (1631.) Hier erschien, als wirtenbergischer Gesandter, auch Löffler, und trat im Namen seines Landesherrn der daselbst geschlossenen Verbindung bei. Von da reiste er auf den „Kompositions-Tag" zu Frankfurt, wo Unterhandlungen mit den Katholiken eröffnet wurden, welchen aber das siegreiche Vordringen Gustav Adolphs bald ein Ende machte. Denn längere Verhandlungen wurden nun unnütz, da man hoffen konnte durch eine Verbindung mit Schweden das schnell und leicht wieder zu erlangen, was man bisher auf gütlichem Wege vergebens zu bekommen versucht hatte. Löffler wurde deßwegen an den König von Schweden abgeschickt und hier war es, wo Gustav Adolph und sein staatskluger Kanzler, Oxenstierna, ihn kennen und schätzen lernten. Oxenstierna sah bald ein, wie nützlich ihm, welcher die teutsche Reichs-Verfassung und die Reichs-Gesetze noch nicht hinreichend kannte, ein solcher Mann als Gehülfe seyn würde, und veranstaltete es, daß der König von Schweden den Vormünder Herzog Julius Friderich bat, ihm Löffler in seine Dienste zu überlassen, weil er eines der Reichs-Angelegenheiten und der evangelischen Staatsgeschäfte kundigen Mannes bedürfe, mit dem Versprechen, ihn so zu verwenden, daß auch der Herzog davon Ehre haben würde. Der Herzog willigte ein und Löffler wurde nun schwedischer Vicekanzler, blieb aber fortwährend auch in wirtenbergischen Diensten, wo er nun die Kanzlerwürde (1632), so wie kurz nachher das Rittergut Neidlingen erhielt (1633).

Im nemlichen Jahre gelangte der junge Herzog Eberhard der Dritte zur Selbstregierung, bei welcher Gelegenheit ihm Löffler, welcher sich damals gerade im Wildbad befand, sehr heilsame und wohlgemeinte Rathschläge gab. 1) Der Herzog, sagt er hier, soll die Regierung so viel als möglich selbst führen, den vornehmsten Berathschlagungen in Person beiwohnen, die Kanzlei fleißig besuchen, sich über alle Landes-Angelegenheiten wohl unterrichten, den Geschäften ihren ordentlichen Gang lassen, Ohrenbläsern, Verläumdern und andern unnützen Leuten kein Gehör geben, mit der Landschaft ein gutes Vernehmen erhalten, das Kammergut bewahren, das Schuldenmachen fliehen, unnöthige Ausgaben vermeiden, mit den Nachbarn guten Frie-

1) S. Herr Kanzler Löfflers Bad-Kromet in meinen Miscellen p. 97 ff.

der Reformation eingezogenen, Klöster samt ihren Gütern den protestantischen Ständen wieder zu entreißen.

Löffler bekam daher auch sogleich vollauf zu thun, zuerst mußte er die, von Johann Friderich mit so viel Eifer unternommene, Wiederversöhnung des Kaisers mit dem Kurfürsten von der Pfalz betreiben helfen, und war im Junius 1627 auf der zu Kolmar deßwegen veranstalteten Zusammenkunft mit den kaiserlichen Räthen. Aber es wurde hier Nichts ausgerichtet, da der Kaiser seine Forderungen zu hoch spannte und es ihm überhaupt mit der ganzen Sache nicht recht Ernst war. Hierauf wurde er an die Höfe zu Dresden und Darmstadt geschickt, um hier die Beendigung des, gerade bei den damaligen Zeitverhältnissen so nachtheiligen, Streites zwischen den wirtenbergischen und Gießen'schen Theologen zu vermitteln. Alsdann gieng er nach Wien, um beim Kaiser die Schritte des Bischoffs von Konstanz und mehrerer schwäbischen Aebte zur Wiederherausgabe der wirtenbergischen Klostergüter zu vereiteln. Er stellte vor, daß die Klöster seit mehreren Jahrhunderten zum Lande gehörten, demselben bei der Verleihung der Herzogs-Würde an Eberhard im Bart einverleibt worden seyen und ihre Prälaten damals, wie früher und später, die Landtage besucht und die Fürsten von Wirtenberg immer als Erb-Schuz-Herrn betrachtet hätten. Er berief sich auf die Erklärungen früherer Kaiser in dieser Sache, auf den Passauer Vertrag und den Religionsfrieden und andern „kundbare und offenbare" Reichssatzungen. Aber am kaiserlichen Hofe hatte damals die katholische Parthei die völlige Oberhand, und alle Bemühungen Löfflers waren fruchtlos, er konnte den drohenden Schlag zwar etwas aufhalten, aber nicht abwenden. Die katholischen Prälaten erhielten die kaiserlichen Mandate wegen Wiederherausgabe der Klöster und, um sie in ihrem Beginnen zu unterstüzen, rückten kaiserliche Truppen ins Land.

Um die Noth hier noch zu vermehren, starb nun auch der Herzog Johann Friderich (1628), und ein vormundschaftliche Regierung folgte, während welcher Löffler nicht weniger als vorher beschäftigt war. Er mußte zum zweitenmal mit einer Gesandtschaft der protestantischen Kreis-Stände nach Wien reisen, aber umsonst — am 6. März 1629 erschien das, längst gefürchtete, Restitutions-Edikt, und die Katholiken säumten nun nicht, sich in den Besiz der Klostergüter zu setzen.

Man ließ es von Seiten Wirtenbergs freilich nicht an Vorstellungen gegen dieses Verfahren fehlen, man suchte die Vermittlung verschiedener angesehenen Reichsfürsten, man legte mehreren Universitäten die Frage über die Rechtmäßigkeit der Einziehung der Klöster vor, welche diese zu Gunsten der Evangelischen beantworteten, und Löffler *gab sich alle* Mühe, aus den Reichs-Gesetzen und Reichstags-Abschieden

zu beweisen, daß das Restitutions-Edikt in keinem Fall auf die wirtenbergischen Klöster angewendet werden könne, es war Alles vergebens.

Der Kurfürst von Sachsen berief deßwegen nun auch seine Glaubensgenossen zu einer Zusammenkunft nach Leipzig, um hier sich über die Maasregeln zu Widerherstellung des Friedens und der Einigkeit und zu Verhandlungen mit den katholischen Ständen wegen der Kirchengüter zu berathen (1631.) Hier erschien, als wirtenbergischer Gesandter, auch Löffler, und trat im Namen seines Landesherrn der daselbst geschlossenen Verbindung bei. Von da reiste er auf den „Kompositions-Tag" zu Frankfurt, wo Unterhandlungen mit den Katholiken eröffnet wurden, welchen aber das siegreiche Vordringen Gustav Adolphs bald ein Ende machte. Denn längere Verhandlungen wurden nun unnütz, da man hoffen konnte durch eine Verbindung mit Schweden das schnell und leicht wieder zu erlangen, was man bisher auf gütlichem Wege vergebens zu bekommen versucht hatte. Löffler wurde deßwegen an den König von Schweden abgeschickt und hier war es, wo Gustav Adolph und sein staatskluger Kanzler, Oxenstierna, ihn kennen und schätzen lernten. Oxenstierna sah bald ein, wie nützlich ihm, welcher die teutsche Reichs-Verfassung und die Reichs-Gesetze noch nicht hinreichend kannte, ein solcher Mann als Gehülfe seyn würde, und veranstaltete es, daß der König von Schweden den Vormünder Herzog Julius Friderich bat, ihm Löffler in seine Dienste zu überlassen, weil er eines der Reichs-Angelegenheiten und der evangelischen Staatsgeschäfte kundigen Mannes bedürfe, mit dem Versprechen, ihn so zu verwenden, daß auch der Herzog davon Ehre haben würde. Der Herzog willigte ein und Löffler wurde nun schwedischer Vicekanzler, blieb aber fortwährend auch in wirtenbergischen Diensten, wo er nun die Kanzlerwürde (1632), so wie kurz nachher das Rittergut Neidlingen erhielt (1633).

Im nemlichen Jahre gelangte der junge Herzog Eberhard der Dritte zur Selbstregierung, bei welcher Gelegenheit ihm Löffler, welcher sich damals gerade im Wildbad befand, sehr heilsame und wohlgemeinte Rathschläge gab. 5) Der Herzog, sagt er hier, soll die Regierung so viel als möglich selbst führen, den vornehmsten Berathschlagungen in Person beiwohnen, die Kanzlei fleißig besuchen, sich über alle Landes-Angelegenheiten wohl unterrichten, den Geschäften ihren ordentlichen Gang lassen, Ohrenbläsern, Verläumdern und andern unnützen Leuten kein Gehör geben, mit der Landschaft ein gutes Vernehmen erhalten, das Kammergut bewahren, das Schuldenmachen fliehen, unnöthige Ausgaben vermeiden, mit den Nachbarn guten Frie-

1) S. Herr Kanzler Löfflers Bad-Kromet in meinen Miscellen p. 97 ff.

den halten, in fremde Händel sich nicht mischen, auch sich ausländischer Bündnisse enthalten u. s. w.

Als nach Gustav Adolphs Tode auf der Zusammenkunft in Heilbronn eine engere Verbindung vieler protestantischen Stände mit Schweden geschlossen und unter der Oberleitung Oxenstiernas ein gemeinsamer Rath, aus zehn Mitgliedern bestehend, das sogenannte Consilium formatum niedergesetzt wurde, erhielt auch Löffler seine Stelle darinn, und ward nun gleich nach Paris geschickt, um wegen des Beitritts Frankreichs zu dem Heilbronner Bunde zu unterhandeln. Eine zweite Reise dahin machte er in gleicher Absicht nach der Niederlage bei Nördlingen und da verwandte er sich dann auch sehr eifrig für seinen Landesfürsten, welchem er die Oberbefehlshaberstelle der, an Frankreich abgetrettenen, Festung Philippsburg, die aber bald an die Kaiserlichen verloren wurde, und das Versprechen einer Hilfsschaar von 12000 Mann verschaffte, die aber der Herzog nicht annahm, theils weil ihm seine Landstände und Räthe davon abriethen, theils weil er damals Hoffnung hatte durch Vermittlung Sachsens und Brandenburgs mit dem Kaiser ausgesöhnt zu werden. Erst später, als diese Hoffnung wieder verschwand, beschloß Eberhard endlich Frankreichs Anerbieten anzunehmen, allein die sogenannte „wirtenbergische Armee" des Herzogs von Rohan betrat Wirtenbergs Gränzen nicht, sondern blieb müßig in der Bergstraße liegen.

In seinem Hauptgeschäfte, Frankreich zum Bunde mit Schweden zu bewegen, war Löffler zwar glücklich, allein da er in die Uebergabe der Stadt Benfeld an die Franzosen, und zwar ohne Bedingungen, willigte, so wurde er aus schwedischen Diensten entlassen, denn man meinte hier, er hätte dafür größere Hülfsgelder erlangen können. Er besuchte nun im November 1634 die Zusammenkunft in Frankfurt, um hier die Wiedereinsetzung seines Landesherrn zu betreiben, — allein er richtete nichts aus, denn man verachtete seine Vorschläge, es fehlte an Vertrauen, aus eigenen Interesse verrieth einer den andern und statt aufs allgemeine Beste sah jeder nur auf seinen eignen Vortheil.

Bald bedrohte Löfflern noch ein ärgeres Mißgeschick, als seine Entlassung aus schwedischen Diensten; ein aufgefangenes Protokoll des Consilium formatum, worinn Vorschläge von ihm, die gegen Oestreich gerichtet waren, vorkamen, zog ihm den heftigsten Haß des Wiener Hofes zu. Seine Güter in Wirtenberg wurden eingezogen, und er durfte es nicht mehr wagen, Frankfurt zu verlassen, da die östreichische Regierung Befehle gegeben hatte, ihn, wo man ihn treffen würde, zu verhaften. Endlich da seine Auslieferung nun sogar vom Frankfurter Rathe verlangt wurde, mußte er entfliehen und wollte nach Schweden ziehen, wo man ihm aber wegen der Benfelder Sache noch immer

feind war und ihn deßwegen nicht aufnahm. Er blieb daher in Hamburg, bis er durch Oxenstierna's Vermittlung aus Schweden ein Geschenk von 2000 Reichsthalern erhielt, worauf er durch die Niederlande und durch Frankreich nach Basel reiste. Hier erfuhr er, daß es seinem Landesherrn endlich gelungen war, ihm bei Oestreich Verzeihung zu erlangen, doch in den Besitz seiner eingezogenen Güter kam er auch jetzt nicht, und da er es unter den damaligen Umständen nicht für rathsam hielt, nach Wirtenberg zurückzukehren, theils weil er sich hier doch nicht für ganz sicher hielt, theils auch wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit, so blieb er in Basel um hier seine Heilung und bessere Zeiten abzuwarten. Aber seine Krankheit wurde schnell gefährlicher und er starb zu Basel den 30. April 1638, betrauert von Vielen und von den Bürgern der Stadt durch ein schönes Leichenbegängniß geehrt.

Löffler war ein Mann von unermüdlichem Fleiße, in Geschäften sehr gewandt, wohl erfahren in Staatssachen, klug und scharfsinnig, ein treuer Diener seines Fürsten und ein warmer Freund des Vaterlandes, freimüthig, wahrheitsliebend, menschenfreundlich und mildthätig gegen Arme und Nothleidende.

Quellen: L. M. Fischlin vitae Cancellariorum et Procancellariorum Ducatus Wirtembergici. Nr. XI. Sattlers Geschichte der Herzoge, Thl. 6 und 7.

Konrad Summenhard.

Herzog Eberhard im Bart, einer der vortrefflichsten Fürsten Wirtenbergs, hatte eine Anzahl, durch Geist und Herz gleich ausgezeichneter, Männer um sich versammelt, in deren Umgange er die Zeiten seiner Muse zubrachte, die er aber auch in Staats-Angelegenheiten und sonst häufig brauchte.

Unter diese Männer gehört auch Konrad Summenhard, der seinen Namen von seinem Geburts-Orte, einem nahe bei der Stadt Kalw liegenden, Weiler hat, geboren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Er studirte zu Paris, erhielt daselbst auch die Magisterwürde und wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterland auf der damals neu errichteten Tübinger Hochschule als Professor der freien Künste angestellt (1478). Er zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und Berufs-Eifer unter seinen Amtsgenossen gleich sehr aus, und hielt vornemlich auch häufige Disputations-Uebungen mit seinen Schülern. Nach sechs Jahren wurde er zum Professor der Theologie befördert, 1489 zum Doktor derselben gewählt, 1488 war er Dekan seiner Fakultät, und einmal bekleidete er das Rektor-Amt der Hochschule (1481. 91. 96. 1500). Er starb 1504 oder 1511 im Kloster Schuttern an der Pest und wurde hier auch begraben.

Summenhard besaß nicht nur große Geistesgaben, eine gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit, sondern auch treffliche Eigenschaften des Herzens, und genoß deßwegen eine allgemeine Hochachtung. Er war sehr fromm und vom reinsten Lebenswandel, durch Wort und That das Vorbild seiner Schüler, die scholastischen Zänkereien und die streitsüchtigen Theologen seiner Zeit waren ihm so sehr verhaßt, daß er öfters ausrief: Wer wird mich Unglücklichen endlich von dieser zänkischen Gottesgelahrtheit befreien! Beim Herzog Eberhard war er sehr beliebt, seine Amtsgenossen und Schüler hielten ihn hoch in Ehren, er wurde der „Monarch und Phönix der Theologen" genannt. Er war auch einer der ersten, welche die Kenntniß der hebräischen Sprache nach Tübingen brachten, und er empfahl deren Erlernung nachdrücklich, weil wahre Theologie auf Nichts als auf die Bibel gebaut werden könne. Seine, zu jenen Zeiten sehr gesuchten und fleißig gelesenen

Schriften sind folgende: Tractatus exhortatorius ad attendendum super decem defectibus virorum monasticorum per Magistrum C. S. Anno Domini MCCCCXCII in studio Tuwingensi ad cujusdam abbatis petitionem editus et ad monasterium Hirsaugense tempore provincialis capituli, quodibidem eodem anno instabat celebrandum, ut per lectorem mensae pronuntiaretur, praedicti patris mandato destinatus. Mit vielem Freimuth und Witz deckt hier Summenhard die Gebrechen und Fehler der Mönche auf, daß sie die heilige Pflicht des Mitleidens, der Unterstützung Kranker und Armer so sehr vernachläßigten, daß sie die heilige Schrift nicht fleissiger studirten, und überhaupt Wissenschaften und gelehrte Kenntnisse verachteten u. s. w. Tractatus bipartitus quod Deus homo fieri voluit, quodque Messias in lege et prophetis promissus non solum homo sed etiam Deus esse debu erit et debeat ect 1499, eine Schrift, welche zeigt, daß ihr Verfechter die heilige Schrift wohl kannte, sehr hoch schätzte und für die Hauptquelle der ächten Gottesgelehrsamkeit hielt. Oratio funebris et luctuosa habita ad universitatem tubingensem in officio exequiarum, quod eadem universitas pro Eberhardo primo duce in Wirtenberg VII Idus Martii MCCCCXCVI pie peregit, ein schönes Denkmal, welches Summenhard seinem Gönner setzte. Tractatulus bipartitus de decimis defensivus opinionis Theologorum adversus communiter canonistas de quota decimarum si debita sit jure divino vel hum ano? 1497, hier beweist der Verfasser, das Gebot, den Zehnten zu geben, befinde sich in der Bibel, doch habe das bestimmte Zehent-Gebot, obwohl im alten Testament vorhanden, keine moralische Verbindlichkeit als nur insofern es den Unterhalt der Priester betreffe, auf ein natürliches Gesetz gründe es sich gar nicht, sondern es sey jetzt blos ein positives kirchliches Gesetz, und daraus zieht er dann im zweiten Theile seiner Schrift mehrere Folgerungen über die Frage: Muß man den Zehnten geben oder nicht? Septipartitum opus de Contractibus pro foro Conscientiae atque Theologiae, 1500, das weitläufigste von Summenhards Werken, dessen erster Theil von den verschiednen Arten des Eigenthums-Rechts, der zweite vom Leihen und Entlehnen, von den Zinsen und vom Wucher, der dritte vom Kauf und Verkauf, und ob den Geistlichen der Handel überhaupt verboten sey, der vierte von der Rechtmäßigkeit der verschiedenen Arten von Kauf oder Verkauf der Natural-Gülten, der fünfte von Mieths-Verträgen, der sechste von Handels-Verträgen und Gesellschaften auf Gewinn und Verlust, der siebente von Wechsel-Verträgen handelt. Commentaria in universam Physicam, opus quinquepartitum 1517, Conclusiones in Sententias Petri Lombardi; Commentaria in Summam Physicae Alberti Magni; Tractatus de suf-

fragiis defunctorum, von welchen Werken die drei letzten nicht gedruckt wurden.

Quellen: Crusii Annales Suevici; Pars III. Melch. Adami Vitae Theologorum Germanorum p. 12 ff. J. J. Moser: Vitae Professorum Tubingensium ordinis Theologici. Decas I. Cleß, Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Kultur-Geschichte. Thl. 2.

Johann Harpprecht.

Es gibt Familien, welche die, von einem ihrer Vorfahren ihnen gegebene, Richtung auf eine Wissenschaft, ein Fach, oft lange erhalten und darinn deßwegen auch ausgezeichnete Männer liefern, wie dieses bei der Familie Harpprecht der Fall ist, aus welcher mehrere treffliche Rechtsgelehrte hervorgiengen.

Der erste von ihnen war Johann Harpprecht, der Sohn eines Weingärtners zu Walheim, einem Dorfe nahe bei Besigheim, wo er im Januar 1560 zur Welt kam. Die Pest entriß ihm seine Aeltern, als er kaum vier Jahre alt war, ihn selbst flüchtete man zu einem Oheime in Gemrigheim, von dem er liebreich verpflegt wurde, und bei welchem er 9 Jahre lang blieb. Er sollte das Gewerbe seines Vaters ergreifen, um ihn jedoch auch zur Bekleidung von Gemeinde-Aemtern tauglich zu machen, schickte der Oheim ihn in die Schule zu Besigheim. Statt aber hier blos die teutsche Sprache zu erlernen, beschäftigte der fähige und lernbegierige Knabe sich eifrig mit dem Lateinischen und beschloß, trotz des Widerspruchs seiner Vormünder, welche ihm davon den Ruin seines väterlichen Erbguts prophezeiten, zu studiren. Er gieng daher 1578 nach Straßburg und begann hier seine Studien; Sprachkunde, Rhetorik und Philosophie erlernte er mit dem größten Eifer, er wiederhohlte zu Hause fleißig, was in den öffentlichen Lehrstunden vorkam, er las die klassischen Schriftsteller des Alterthums, übte sich im Abfassen von Briefen und Reden, wie in philosophischen Streitverhandlungen und versuchte sich zu seiner Erhohlung auch in lateinischen Versen. Nach diesen Vorbereitungen aber widmete er sich sechs Jahre lang ganz der Rechtskunde, in welcher er zu Strasburg sowohl, als zu Tübingen und zu Marburg die vorzüglichsten Lehrer, einen Obrecht, Gisanius, Varnbüler, Hochmann, Vültejus, Verscheer u. s. w. hörte. Sein Fleiß war unermüdlich, seinen Eifer konnte Nichts schwächen, selbst die Nächte verwandte er auf's Studiren. So erlangte er tiefe und umfassende juridische Kenntnisse und erhielt 1589, nachdem er treffliche Proben davon öffentlich abgelegt

hatte, zu Tübingen die Würde eines Doktors beider Rechte. Gleich darauf ernannte ihn der Markgraf Ernst zu seinem Rathe und sandte ihn nach Speier, um beim Reichskammergericht sich auch noch in der Rechtspraxis zu vervollkommnen.

Allein nicht lange blieb er in badischen Diensten, nach Anastasius Demlers Tode wurde er als Professor der Rechtskunde nach Tübingen berufen (1592), wo er bis an sein Ende (d. 18. September 1639) mit großem Beifall lehrte. Er verheurathete sich im Jahre 1599 mit Maria, der Tochter Jakob Andreäs, die ihm aus einer früheren Ehe mit Jakob Schütz fünf Kinder zubrachte, welche er mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt erzog, und selbst seinen eigenen Kindern von ihr, drei Söhnen und vier Töchtern, von denen nur ein Sohn und 3 Töchter ihn überlebten, nicht nachsetzte. Nach vier und zwanzigjähriger glücklicher Ehe starb seine Gattin und er heurathtete zum zweitenmal eine Wittwe, Anna, früher Georg Otto's, einer berühmten Sachwalters Frau. Diese aber verbitterte ihm durch ihren zänkischen Charakter die letzten Jahre seines Lebens nicht wenig, obgleich er ihrer ungestümen Hitze philosophische Ruhe, ihrer Streitsucht Friedfertigkeit entgegensetzte und sein schlimmes Geschick standhaft ertrug.

Denn er besaß überhaupt einen ruhigen Charakter; er war fromm, eifrig in Erfüllung der Religionspflichten, las häufig in der heiligen Schrift und besuchte fleißig den Gottesdienst. Er führte einen ehrbaren, unbescholtenen Lebenswandel, war frei von Stolz, einfach, aufrichtig, menschenfreundlich, leutselig, angenehm im Umgang. Sein Amt verwaltete er mit großem Eifer, nie, während seiner langen Dienstzeit, stellte er seine Vorlesungen ein. Sein Vortrag war klar, faßlich, gut geordnet und nachdrücklich, er vermied alle Abschweifungen vom Gegenstande desselben. War die Stunde zu Ende, so stand es jedem seiner Zuhörer frei, ihn zu fragen, über Stellen die er nicht recht verstanden hatte Aufklärungen zu fordern oder Einwürfe zu machen. Daneben hielt er mit ihnen auch sehr häufig Disputir-Uebungen, wobei er besonders schwierigere und verwickeltere Rechtsmaterien vornahm. Im akademischen Senat sagte er frei seine Meinung, als Rektor, welche Würde er siebenmal bekleidete, und als Dekan seiner Fakultät zeigte er sich klug und gewandt, und wußte Milde mit Strenge wohl zu verbinden.

Was ihm von Zeit übrig blieb, das wandte er auf die Abfassung von Schriften, unter denen sich sein Kommentar über Justinians Institutionen den größten Beifall erwarb. Ferner schrieb er auch ein Werk über das gerichtliche Verfahren, viele Dissertationen und Reden, unter letztern eine um das Sprüchwort: Guter Jurist, böser Christ! zu widerlegen. Sein Styl war deutlich und rein; gleich einer fleißi-

gen Biene, sagt Lansius von ihm, trug er überall her Alles zusammen, um Honig daraus zu machen, was er in der heiligen und politischen Weisheit Frommes, Gerechtes und Heiliges, in der Sprachkunde Gelehrtes, bei den Rednern Kräftiges, bei den Dichtern Witziges fand. Diese letztere waren seine Lieblingslectüre, und er selbst ein glücklicher lateinischer Dichter, wie seine vier Bücher Gedichte zeigen (Poëmatum libri IV. I. Epithalamiorum. II. Epicediorum. III. Anagrammatum. IV. Miscellaneorum. Tubingae 1617. 8.). Scharfsinn und Urtheilskraft bei ihm waren mit Geschmack und großer Gelehrsamkeit vereint.

Quellen: Joh. H. Antecessor suprema laudatione celebratus a Thoma Lansio. Tubingae 1640. 4. Böcks Geschichte der Universität Tübingen. p. 110.

Georg Bernhard Bilfinger.

Nicht selten geschieht es, daß große Männer in ihrem Vaterlande nicht die, ihnen gebührende, Anerkennung finden, erst muß das Lob des Auslandes ertönen, und dann freut man sich zu Hause denn doch auch über den berühmten Landsmann, man fangt an seine Verdienste zu erkennen, Neid und Kabale verstummen oder tretten doch wenigstens leiser auf als zuvor.

Auch in Wirtenberg finden wir Belege dafür, einer der merkwürdigsten ist Georg Bernhard Bilfinger, geboren den 23. Januar 1693 in Kantstatt, wo damals sein Vater Johann Wendel Bilfinger Spezialsuperintendent war. Die Natur selbst schien bei seiner Geburt andeuten zu wollen, daß hier ein seltener Mensch das Licht der Welt erblicke, denn nicht nur hatte sie ihn mit einem Feuerstreifen auf der Stirne bezeichnet, sondern ihm auch zwölf Finger und eilf Zehen gegeben, von denen ihm aber die überflüßigen wenige Tage nach der Geburt durch die Hand eines geschickten Wundarztes abgenommen wurden. 1)

Die großen Talente, mit welchen ihn die Vorsehung begabt hatte, machten sich bald bemerkbar, Verstand, Gedächtniß und Einbildungskraft entwickelten sich gleich schnell in dem Knaben, so daß er, trotz seines Mangels an anhaltendem Fleiße, trotz dem, daß die Lehrgegenstände in der Schule so wenig Reiz für ihn hatten, doch bald vor allen seinen Altersgenossen sich auszeichnete. Daher wurde er auch zum Studiren bestimmt, während seine Neigung ihn mehr zu den mechanischen Künsten hintrieb und er viel gerner ein Drechsler geworden wäre, ein jugendlicher Wunsch, den er auch im Alter nicht vergaß, wo er, im Be-

1) Bilfinger spielte hierauf an, als er 1724 nach Petersburg gieng und sein Bildniß zurück ließ, denn unter dieses schrieb er;

So sieht mein Lettenhaus an Stirn und Händen aus;
Die Seele sucht durch Lehren den großen Gott zu ehren.

Es war ein in der Familie nicht seltenes Ereigniß und sie soll ihren Namen (Vielfinger) daher haben.

sitze von hohen Würden, oft sagte: Vielleicht würde ich weit glücklicher gewesen seyn, wäre ich ein Drechsler geworden! Wenn er daher oft auch ungerne die Schule besuchte, so gieng er um so gerner in die Werkstätten der Handwerker und Künstler, sah diesen aufmerksam zu und brannte vor Begierde, sie nachzuahmen und zu übertreffen.

Doch gehorchte er dem Wunsche seines Vaters, und seine ausgezeichneten Kenntnisse machten, daß er im dreizehnten Lebenjahre in die Klosterschule zu Blaubeuren aufgenommen wurde, obwohl er schon einen Bruder im Kloster hatte und also durchs Gesetz eigentlich ausgeschlossen war. Er kam von da 1708 nach Bebenhausen, 1710 aber in's theologische Stift zu Tübingen. Allein auch jetzt bekam er nicht mehr Geschmack am Studiren als zuvor, er besuchte die Vorlesungen nur selten, er achtete nicht auf den Vortrag seiner Lehrer, er las die Bücher nicht, welche damals als die vorzüglichsten galten, der Umgang mit Gelehrten, das Gespräch über wissenschaftliche Gegenstände war ihm zuwider, sein Unfleiß, seine Unordnung nahmen so sehr überhand, daß einst einer seiner besten Freunde ihm den Vorwurf machte: Er kenne keinen unfleißigeren Menschen als ihn, und gewiß werde er bald der unwissendste und verdorbenste unter allen Bewohnern des Stiftes seyn!

Aber diese Prophezeihung gieng nicht in Erfüllung, in Kurzem zeigte es sich, woher diese Stimmung bei Bilfinger kam. Es war nicht Stumpfsinn oder Abneigung gegen die Wissenschaften überhaupt, sondern nur gegen die Art, wie sie damals in Tübingen getrieben wurden. Jene spitzfündige, scholastische Philosophie, welche hier immer noch einheimisch war, jene ängstlich am Alten sich haltende, in oft unverständlichen Definitionen sich herumtreibende, weder den Geist noch das Herz ansprechende, streitsüchtige, alles Neue verketzernde Theologie, waren nicht geeignet, den gesunden Verstand, den kräftigen, höherstrebenden Geist des Jünglings zu fesseln, der, statt sich ängstlich und streng nur an's Alte zu halten, weiter kommen, statt auf die Worte des Meisters zu schwören, selbst nachdenken, untersuchen und erfinden wollte. Nur mit Widerwillen trug er diese Fesseln, die er noch nicht abzuschütteln vermochte, und daher kam auch jene unglückliche Stimmung, welcher verschwunden war, sobald Bilfinger anderswo Befriedigung fand.

Er fand diese auch, wie mehrere guten Köpfe jener Zeit, die in ähnlicher Lage mit ihm waren, in der Mathematik, einer Wissenschaft, welche das Verdammungs-Urtheil der Theologen nicht traf. Jetzt gewahrte man bald eine gänzliche Veränderung an ihm, sein Unfleiß verwandelte sich in Fleiß, seine Zerstreuung und Unordnung hörten auf. Mit allem Eifer eines jugendlichen Gemüths warf er sich nun auf diese

Wissenschaft und die mit ihr verbundene Physik, und erlangte darinn bald ausgezeichnete Kenntnisse.

Diese Beschäftigung aber führte ihn zu einer andern, die seinen lebhaften, forschenden Geist wo möglich noch mehr anzog. Christian Wolf hatte damals gerade angefangen die Philosophie zu reformiren, und auf die Ideen des großen Leibniz ein neues Lehrgebäude derselben zu gründen. Dieses Unternehmen führte ihn auch auf das Studium der Mathematik, worinn er es ebenfalls in Kurzem so weit brachte, daß seine Lehrbücher dieser Wissenschaft unter die besten gezählt und überall begierig gelesen wurden.

Diese nun waren es, welche Bilfingern begierig machten, auch Wolfs philosophische Schriften kennen zu lernen. Er las sie und bald wurde nun Philosophie sein Hauptstudium, worauf er sich mit noch mehr Fleiß und Eifer legte, als bisher auf die Mathematik. Aber auch hier zeigte sich sein selbstdenkender Geist, er las nicht nur, er prüfte auch und forschte weiter nach. Länger verweilte er im Bette, aber nicht aus Trägheit, wie seine Genossen wähnten, sondern um seinen Gedanken besser nachhängen zu können, Stundenlang stand er, oft ohne ein Wort zu reden, auf einer Stelle, einmal fiel er sogar, nachdem er also eine Zeitlang stumm und starr vor dem Ofen gestanden war, plötzlich um. Angstvoll eilten seine Genossen herbei und fragten: Was ihm sey, wie er sich befinde? Er aber antwortete: Sie ist doch ein unerforschliches Geheimniß, die Verbindung zwischen Seele und Leib.

So erlangte er die vollkommenste Kenntniß der Wolfischen Philosophie, und schon jetzt begann er seine berühmten Abhandlungen über Gott, die Seele, die Welt, die Hauptbegriffe der Dinge und über den Ursprung des Uebels auszuarbeiten. Auch legte er sich nun mit mehr Eifer auf die Theologie, die er mit seiner Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen emsig bemüht war.

Jetzt änderte sich auch die schlimme Meinung, die man früher von ihm gehabt hatte, und bald galt er für einen der fleißigsten und talentvollsten Zöglinge der Hochschule. Nach Vollendung seiner Studien und nach einem rühmlich bestandenen Examen wurde er Vikar, hierauf Schloßprediger zu Tübingen und bald nachher Repetent im theologischen Stift, und da gab es nun auf der Hochschule keinen, der ihm gleich gekommen wäre oder ihn übertroffen hätte. Als Bilfinger bei der Inaugural-Disputation des nachherigen Kanzlers Pfaff respondirte, schrieb der Vater des letztern an Bilfingers Vater: Ihr Sohn hat ebensowohl als der meinige präsidirt.

Doch nun trieb den Jüngling eine unwiderstehliche Begierde, die Welt zu sehen, vornemlich aber mit dem Urheber des, von ihm so sehr

verehrten, neuen philosophischen Lehrgebäudes, bekannt zu werden, von Tübingen weg. Er erhielt auch die Erlaubniß zum Reisen, nebst einer kleinen Unterstützung an Geld von der Regierung, und diese, so wie Beiträge von seinen Freunden, setzten ihn in den Stand, seinen sehnlichsten Wunsch zu befriedigen. Nichts hielt ihn länger zurück, selbst die Neigung zu der Tochter eines Tübinger Professors nicht, die ihm sein Vater zur Gattinn geben wollte, wenn er seine Reise einstellen würde; Bilfinger zog der Geliebten die Philosophie vor und gieng.

Nach Halle zu Wolf zog es ihn, und der Umgang mit diesem Manne fesselte ihn so sehr, daß er nach Verlauf eines Jahres seine Freunde aufs Dringendste um neue Unterstützung bat, um nur noch länger in Halle bleiben zu können. Er erhielt dieselbe, und da er so sparsam als möglich lebte, konnte er noch zwei Jahre bei Wolf verweilen. Eine für ihn höchst gewinn- und genußreiche Zeit, während welcher sich zwischen Lehrer und Schüler das innigste Verhältniß bildete; sie tauschten gegenseitig ihre Ideen aus, und Wolf bekannte nachher, er habe aus dem Umgang mit Bilfingern großen Nutzen gezogen, manchen seiner Begriffe näher bestimmt und berichtigt, namentlich in theologischen Dingen viel von ihm gelernt, was ihm bei der Vertheidigung seines Systems gegen die Angriffe der Gottesgelehrten sehr zu Statten gekommen sey.

Nach drei Jahren kam Bilfinger zurück, voll Begierde, die Philosophie seines Meisters nun auch in Tübingen besser bekannt zu machen. Allein hier dunkelte es noch gewaltig, und die Theologen, fest am alten orthodoxen System hängend, wachten sorgsam darüber, daß ja das Licht der neuen Philosophie nicht auch ihre finstern Klüfte erleuchte. Nur mit großer Mühe vermochte daher Bilfinger die Stelle eines ausserordentlichen Professors der Philosophie auf der Hochschule, jedoch ohne Gehalt, zu erlangen (1721), wozu 1724 noch das Amt eines Professors der Moral und Mathematik am Kollegium illustre kam. Er schrieb damals als Inaugural-Disputation seine Abhandlung: De harmonia animi ac corporis maxime praestabilita, Tübingen 1721. 4.) 2) worinn er bewieß, wie unhaltbar die früheren Erklärungen der Harmonie des Leibes mit der Seele seyen, die Leibnizische Theorie hievon entwickelte und die von mehreren, wie von Clarke, Tournemin, Stahl, Bayle und Newton, dagegen erhobenen Zweifel scharfsinnig widerlegte. Auf diese Schrift folgte sein Werk: De ori-

2) Vermehrt kam diese Abhandlung heraus unterm Namen: De harmonia ect commentatio hypothetica, Frankfurt 1723. 8. Leipzig 1735. 8. Zu Rom setzte man sie 1735 in den Index librorum prohibitorum.

gine et permissione mali, praecipue moralis, (Frankfurt 1724. 8.) worinn er Leibnizens Theorie, über den Ursprung und die Zulassung des Uebels in der Welt, weiter ausführte und erläuterte. Das Werk aber, welches ihm am meisten Ruhm brachte, ist seine Schrift: Dilucidationes de Deo, anima humana, mundo et generalioribus rerum affectionibus, (Tübingen 1725, 8.) 3), worinn er die Leibnizisch-wolfische Methaphysik in vier Abtheilungen ausführlich vortrug, und gegen die, dawider gemachten, Einwürfe vertheidigte.

Doch weder diese Schriften, noch sein trefflicher mündlicher Vortrag, vermochten ihm zu Tübingen den verdienten Beifall zu verschaffen, denn hier war die Wolfische Philosophie noch hoch verpönt, von den Kanzeln und Lehrstühlen herab eiferte man dagegen, Lehrer warnten ihre Schüler, Väter ihre Söhne vor ihr und ihrem Verbreiter, als einem gefährlichen Verführer der Jugend, der mit nichts Geringerem umgehe, als die ganze Religion über den Haufen zu stürzen. Seine Vorlesungen blieben daher unbesucht, und neben Neid und Verläumdung drückte ihn auch bitterer Mangel darnieder. Da half ihm Wolfs Freundschaft plötzlich aus aller Noth, indem er ihm eine Stelle als Professor der Logik, Metaphysik und Moralphilosophie und Mitglied der, eben damals von Peter dem Großen in Petersburg neu errichteten, Akademie unter annehmlichen Bedingungen verschaffte. Denn neben 300 Thalern Reisegeld, wurden ihm freie Wohnung sammt Holz und Beleuchtung, und ein Jahrgehalt von 860 Rubeln zugesichert, dafür mußte er sich verpflichten, fünf Jahre in Petersburg zu bleiben, nachher stand es ihm frei, Rußland wieder zu verlassen.

Bilfinger zauderte natürlich nicht, diesen Antrag anzunehmen, der ihm ein ehrenvolles Auskommen versprach, er sagte also zu, und wolte gerade abreisen, als die Nachricht von Peters Tode kam. Jetzt wurde er plötzlich wieder wankend in seinem Entschlusse, er fürchtete der Kaiserinn Katharina, der Nachfolgerin Peters, zu mißfallen, aber endlich entschloß er sich doch und reiste, nachdem er von seinem Landesfürsten die Erlaubniß hiezu erhalten hatte 4) 1725 mit Kraft und Gmelin

3) Diese erste Ausgabe ist die vollständigste, bei den spätern fehlen die Reden, welche dieser beigefügt sind, obwohl die von 1746 auf dem Titel die Worte: auctior emendatior hat. J. F. Köthe, Principia quaedam Methaphysicae Wolfianae, Genf. 1736. 8. lieferte einen Auszug aus diesem Werk.

4) Indem bei dieser Gelegenheit erlassenen Dekret (d. 30. Mai 1725) heißt es: man habe ihm die Erlaubniß gegeben, ungeachtet wir denselben, als einen, sowohl in Theologia, als auch in allen Theilen der Philosophie und zumahlen in der Mathesi gründlich gelehrten, und mit einem scharf-

nach Petersburg, aber ohne Geld und ohne Bücher kam er hier an, denn beides hatte er durch einen unglücklichen Zufall auf der Straße verloren. Doch über diesen Unfall konnten Bilfingern leicht die ehrenvolle und freundliche Aufnahme trösten, die er und seine Genossen in Petersburg fanden. Sie wurden hier den 26. August der Kaiserinn selbst vorgestellt, und Bilfinger hielt dabei eine Anrede an diese in teutscher Sprache. Mit freudigem Eifer trat er hierauf sein neues Amt an, und jetzt wurde seines Namens Ruhm noch weit größer und verbreiteter als zuvor, nicht nur durch die gehaltvollen Abhandlungen, welche er in die Jahrbücher der Akademie lieferte, sondern vornemlich auch durch die glückliche Lösung einer von der königlichen Akademie zu Paris bekannt gemachten Preis-Aufgabe, über die Ursache der Schwere der Körper, für welche er den festgesetzten Preis von 1000 Reichsthalern erhielt.

Zeitschriften und Tagblätter verkündeten nun seinen Ruhm und nannten mit Auszeichnung seinen Namen, so las Herzog Eberhard Ludwig von Wirtenberg denselben zufällig auch, während er im Bade zu Deinach sich befand. Ist dieser Mann nicht ein Wirtenberger? fragte er verwundert seinen Oberhofprediger Tafinger, dieser bejahte es und fügte zugleich Vieles zum Lobe Bilfingers bei. Nicht weniger empfahl ihn der Minister von Gräveniz, der früher schon mit ihm Briefe gewechselt und von seinen seltenen Fähigkeiten und Kenntnissen, so wie von seinen Verdiensten eine hohe Meinung hatte. Dieß brachte des Herzogs Entschluß zur Reife, einen so ausgezeichneten Mann lieber in seinen, als in fremden Diensten zu sehen, und er bestimmte die erste offene Professur der Theologie in Tübingen für ihn.

Dieß war nun freilich nicht ganz nach Bilfingers Sinn, er hätte lieber eine Lehrstelle der Mathematik gewünscht, doch fügte er sich endlich in das Begehren des Herzogs, und da der Professor der Theologie und zweite Superattendent des theologischen Stifts, Christian Hag-

---

sinnigen Verstand und Urtheil begabten Mann, welcher sich bereits durch unterschiedliche, herausgegebene Schriften in der gelehrten Welt hervorgethan, und durch seinen unermüdlichen Fleiß bei unserer Universität Tübingen besonders distinguirt hat, zu derselben fernerem merklichen Ruhen beizubehalten billig Ursach gehabt, dennoch in dem besondern Betracht, daß er vor vielen andern berühmten Männern als ein würdiges Mitglied der vom russischen Kaiser neu angelegten Academie der Wissenschaften ausersehen worden, und zu Beförderung seines so preiswürdigen Vorhabens, die Studia auch in dem russischen Reich zu pflanzen und emporzubringen, in seinem Gesuch dergestalt statt gegeben, daß wir ihm die Vacation auf 5 Jahre gnädigst erlaubt haben.

maier starb, so wurde ihm sogleich dessen Stelle übertragen, er hiebei aber, auf sein Verlangen, vom Predigen freigesprochen. Bilfinger, Lehrer der Theologie und Oberaufseher des Stifts! Wie schauderten die orthodoxen Theologen in Tübingen zusammen, als sie diese Schreckens-Kunde vernahmen! So sollte denn also hier der böse Saamen einer atheistischen Philosophie ausgestreut, so sollte die Pflanzschule der ächten Gottesgelahrtheit, dieser bisher so treulich vor allem Gifte der Neuerungen bewahrte, geistliche Schaafstall, einen Wolf zum Hüter bekommen! Kein Wunder, wenn man Alles anwandte, wenn man es nicht an Umtrieben jeder Art fehlen ließ, um diese Gefahr abzuwenden, die eindringlichsten Vorstellungen wurden gemacht, die einflußreichsten Männer suchte man zu gewinnen, Bilfinger wurde aufs Gehässigste geschildert, als ein Mann ohne alle Religion, als ein Gotteslängner. Aber es half Alles Nichts, der Mann, dessen Ruhm Europa füllte, konnte der nicht seyn, welchen die Theologen zu Tübingen aus ihm machen wollten, und das Geschrei einiger geistlicher Zionswächter durfte den Fürsten nicht bewegen, einen so ausgezeichneten Sohn seines Landes, noch länger in der Verbannung leben zu lassen. Es ließ sich diesen Leuten leicht beweisen, daß ihre Beschuldigungen ungegründet seyen, und sie von Wolfs Philosophie Nichts verstünden und Bilfinger erhielt die ihm bestimmte Stelle (1730). 5)

5) Er selbst wußte wohl von diesen Umtrieben der Orthodoxen. Ich vernehme, schreibt er, daß man hin und wieder, von falscher Lehre, und gefährlicher Weltweisheit viel Anstößiges auf mich vorgibt. Gott rechne es denen nicht zu, die falsch Zeugniß geben auf die Unschuldigen. Ich glaube, daß gelehrte und redliche Männer sich irren können. Die Wolfische Philosophie habe ich fleißiger und unpartheiischer untersucht, als alle die übrigen, und würde sie ferne von mir verbannen, wo sie der Lehre und den symbolischen Büchern unserer evangelischen Kirche entgegen wäre, ich würde mich nicht unterstehen, eine Professur anzunehmen, dabei man sich vor Gott und Fürsten verbinden muß, nach den Glaubens-Büchern unserer Kirche zu lehren, und dieses in der Gemeinschaft und gleichsam unter der Aufsicht anderer wackerer Gottesgelehrten, die nicht versäumen würden, den Betrug in Zeiten zu entdecken, zumahl da ich durch Gottes Gnade nicht nöthig habe, um Brod zu gehen, oder mich mit solchem Schein in ein Amt zu dringen, so wie mein Herz vor Gott offenbar ist, so zeuge ich hiemit, daß ich der Lehre unsrer Kirche zugethan bin und bleibe. Auch erbietet er sich nochmals, statt der theologischen eine mathematische Professur anzunehmen.

Doch nun kam eine andere Schwierigkeit, in Rußland wollte man Bilfingern nicht gehen lassen, Alles wurde angewendet, um ihn an Petersburg zu fesseln, doch ihn selbst zog es aus dem rauhen Norden in das schöne Vaterland, und so entließ man ihn endlich ehrenvoll mit Beibehaltung seines Titels und einem Jahrgehalte von 400 Gulden, den er auch, bis an sein Ende richtig erhielt (1731).

Es wurde bald sichtbar, welche treffliche Erwerbung die Hochschule an ihm gemacht hatte, ein ganz neuer Geist verbreitete sich über das theologische Stift, ganz neue Ideen kamen durch seine Vorlesungen in Umlauf, die Nacht schwand und es begann zu tagen. Als Aufseher des Stifts war er von pedantischer Strenge, wie von gleichgültiger Nachläßigkeit gleich weit entfernt; als Lehrer zeichnete er sich durch seinen deutlichen, lichtvollen und lebhaften Vortrag aus, und sobald man nur den Mann, der Frömmigkeit mit Aufklärung so gut zu vereinen, Theologie und Philosophie so schön in Uebereinstimmung zu bringen wußte, näher kennen lernte, so verschwanden auch alle Vorurtheile gegen ihn und er gewann die Achtung und Liebe all seiner Schüler.

Doch zum Unglück für Tübingen wurde er von hier bald in einen andern Wirkungskreis berufen.

Der wirtenbergische Prinz Karl Alexander hatte Bilfingern bei einem Aufenthalt im Wildbad kennen lernen und an seinem Umgang einen so großen Gefallen gefunden, daß er ihn mehrmals zu sich nach Winnenthal, wo er sich einige Zeit aufhielt, kommen ließ, ihn auch gerne mit sich nach Belgrad, wo er östreichischer Statthalter war, genommen hätte, was aber die wirtenbergische Regierung nicht erlaubte, und einen eifrigen Briefwechsel über die Befestigungskunst mit ihm führte. Nachdem er hierauf im Dezember 1733 den wirtenbergischen Fürstenthron bestiegen hatte, berief er ihn zu sich und beschenkte ihn fürstlich. Das Jahr darauf aber besuchte er ihn zu Tübingen, besprach sich mit ihm über mancherlei Gegenstände, vornemlich über die Befestigungskunst, nahm ihn hierauf mit sich nach Hohentwiel, und war über die guten Rathschläge, welche Bilfinger hier ihm gab, so erfreut, daß er ihn sogleich zum Geheimen Rathe, mit „Rang, Vorrechten und Gehalt 6) gleich den gelehrten Geheimen Räthen" ernannte. Bilfin-

6) Dieser betrug 450 fl. 4 Schf. 4 Sri. Rocken, 46 Schf. 4 Sri. Dinkel, 19 Eimer Wein, 9 Meß Holz und zum Neujahr 61 fl. 54 kr. und 12 Imi Elsingerwein.

ger machte zwar Einwendungen dagegen, aber Karl Alexander nahm sie nicht an und mit den Worten: Nun so ergebe ich mich auf Galgen und Rad! willigte Bilfinger endlich ein (1735).

So trat er in einen ganz neuen Wirkungskreis, aus dem Philosophen und Professor wurde plötzlich ein Minister. Für einen Mann von Bilfingers Naturgaben konnte es nicht schwer seyn, sich in seiner neuen Stelle einheimisch zu machen, aber er nahm es dennoch schwerer, als so mancher, den mit weit geringeren Gaben des Schicksals Gunst oder Laune auf einen hohen Posten wirft. Ueberzeugt davon, daß wer ein Land regieren wolle, auch dessen Einrichtungen und Gesetze kennen müsse, brachte er zwei Jahre lang alle Tage etlich Stunden bei einem Verwandten zu, der ihm hierinn Unterricht ertheilte, und daraus machte er gar kein Geheimniß, wenn die bestimmte Stunde schlug, verließ er die Gesellschaft um, wie er offen gestand, in die Schule zu gehen. Durch diesen Unterricht, durch die praktischen Erfahrungen seines Amtes und durch seine Talente hatte er es bald so weit gebracht, daß er auch dieses neue, seinen bisherigen Beschäftigungen so fremdartige, Amt mit Ehren bekleiden konnte.

Er wirkte hier, so viel er konnte, zum Wohle des Landes, und besaß Anfangs die Gnade des Herzogs in hohem Grade. Doch sobald der berüchtigte Süß und seine Spießgesellen sich Karl Alexanders bemächtigten, und ihm seine bisherigen Räthe als untreue, von Talenten entblößte, „Difficultäten-Macher und Schikaneurs" zu entleiden wußten, da theilte auch er das Geschick der übrigen, ertrug es jedoch mit Ruhe und Gelassenheit. Wünschen Sie mir — sagte er damals zu einem Fremden, der ihn bei einer mathematischen Beschäftigung antraf — zu meiner Ungnade Glück, denn dieser danke ich es, daß ich wieder unter meinen Cirkeln sitzen darf.

Aber bald trübte sich die Muße, welche er damals genoß. Der Expeditions-Rath Hallwachs nemlich, einer der thätigsten Gehülfen und eifrigsten Rathgeber des Juden, voll Furcht vor der Verantwortung, welche nach des Herzogs Tode ihn und seine Genossen treffen würde, schlug diesen vor, sie sollten einen Mann auf ihre Seite zu ziehen suchen, welcher durch seinen Einfluß im Stande wäre, sie auch nach des Herzogs Tode zu schützen. Und wer wäre das? fragte man ihn, er antwortete: Bilfinger. Pfui, der hat ja Verstand mehr als wir alle! rief Süß unwillig und verwarf den Vorschlag. Doch später dachte er weiter darüber nach, und gab seine Einwilligung dazu. Jetzt suchte

die saubere Genossenschaft auf jede Art Bilfingern beizukommen, und da sie wußte, daß er weder durch Titel, noch durch Ehrenbezeugungen, auch nicht durch Geschenke zu fangen sey, so griffen sie ihn bei seiner einzigen, ihnen bekannten, schwachen Seite, der Vorliebe für seine Verwandten an. Sogleich wurden zwei von diesen, ohne sein Begehren, angestellt, Bilfinger dankte höflich dafür, ließ sich aber nicht weiter ein. Bald darauf gieng er ins Bad, einige von jenen Leuten ihm nach, um ihm alle möglichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Allein dieß so wenig, als die Anstellung eines dritten Verwandten, machten auf Bilfingern Eindruck, und nun wurde beschlossen, ihn zu stürzen. Süß schlug dem Herzog eine Verminderung der Besoldungen vor, wobei er schlau mit der seinigen und den seiner Genossen den Anfang machte, daneben aber trug er auch darauf an, Bilfingern zu entlassen. Doch Karl Alexander antwortete: Wenn wir diesen Mann entließen, er würde von Königen und Fürsten gesucht und wir wären prostituirt! So blieb Bilfinger in seiner Stelle, allein seine Feinde suchten ihm dieselbe so viel als möglich zu entleiden und seine Freunde riethen ihm daher dringend, und zu wiederhohlten Malen, um seine Entlassung zu bitten. Er that es nicht, obwohl er so stand, daß er, nach seiner eigenen Aeußerung, sich in jeder Sizung gefaßt machte aus dem Geheimen Rath auf die Festung geführt zu werden. Wirds denn hernach besser, wenn ich gehe? mit dieser Frage schlug er die Vorstellungen seiner Freunde nieder und blieb. 7)

Da starb der Herzog Karl Alexander (d. 12. May 1737), die schlimmen Rathgeber wurden entfernt, über Süß ergieng ein schweres Gericht, Bilfinger erlangte nun bei dem Vormunder des jungen Herzogs Karl Eugen, dem Herzoge Karl Rudolph von Wirtenberg-Neustadt und bei dessem Nachfolger den Herzog Friderich Karl von Wirtenberg-Oels (1739) seinen vorigen Einfluß doppelt wieder, und wurde 1739 noch zum Konsistorial-Präsidenten und zum Mitglied der Visitations-Deputation für die Hochschule ernannt.

Er war nun eines der thätigsten und wichtigsten Mitglieder des Ministeriums, das während der Vormundschaft sich keine geringe Ge-

7) Ob er doch zuletzt wirklich um seine Entlassung bat und sie nicht erhielt? das kann ich nicht entscheiden, zweifle aber daran, weil in seinem Briefe (d. 18. September 1740) die Worte kommen: Wenn ich dem Rath meiner Freunde und Feinde gefolgt wäre; sub finem prioris regiminis abzudanken u. s. w.

walt zu verschaffen wußte. Aber seine hohe Würde machte ihm auch nicht wenig Arbeit, Mühe und Sorgen, denn es war gerade damals eine sehr unruhige Zeit, der Tod des Kaisers Karl des Sechsten (d. 20. October 1740), mit welchem der östreichische Mannsstamm ausstarb, hatte fast ganz Europa in Bewegung gesetzt. Die Franzosen, Baiern und Preußen hatten gegen, England aber für Oestreich die Waffen ergriffen und auch Schwaben wurde, wenn nicht gerade der Schauplatz des Krieges, doch mit Durchmärschen, Einquartirungen, Lieferungen und dergleichen sehr belästigt. Zwar hatte der schwäbische Kreis sich für neutral erklärt, allein dieß half wenig, denn bald klagte diese bald jene kriegführende Parthie, die Neutralität sey gebrochen worden, bald zogen östreichische bald französische Truppen durch, Magazine wurden angelegt, Lieferungen gefordert, und Gravel, der französische Bevollmächtigte in Stuttgart, verlangte sogar Anschließung an Frankreich, während andere auf eine Verbindung mit mehreren Kreisen, unter Preußens Schutze, drangen. Doch der schwäbische Kreis hielt fest an seiner Neutralität, denn, wenn sie auch mit Unannehmlichkeiten verknüpft war, so brachte sie doch keine solche Beschwerden und Gefahren, wie die Theilnahme am Kriege. Dieß war Bilfingers Ansicht, der sich hier sehr thätig bewieß und namentlich Gravel gegenüber sich als einem sehr geschickten Unterhändler zeigte. 8)

Nicht wenig zu schaffen machte dem Vormundschafts-Rath auch die Wittwe des verstorbenen Herzogs, welche, vom Bischoff von Würzburg aufgereizt, mit Karl Rudolph über die Vormundschaft einen heftigen Streit erhob, bei welchem sie auch die Minister ihre Ungnade stark fühlen ließ. Von ihr aufgestiftet, begehrten auch ihre Söhne, welche auf Bilfingers weisen Rath und durch seine Vermittlung an dem preußischen Hof erzogen wurden, bald unterm Vorwand, das Klima sey ihnen schädlich, bald über die schlechte Behandlung klagend, man sollte sie in das Vaterland zurückkehren lassen, wo alsdann, wie die Parthie der Herzogin schon ausgemacht hatte, der Aelteste, Karl Eugen, für volljährig erklärt und das herrschende Ministerium gestürzt werden sollte.

8) Bei allen, z. Thl. so verdrüßlichen Geschäften, behielt er übrigens eine gute Laune, so schreibt er vom schwäbischem Kreistag einmal, er komme nicht zusammen, weil zu Ulm die Spargeln noch nicht reif seyen, ein andermal, jetzt wird sichs zeigen, wohin wir unsre Jokelen versammeln werden (es war nemlich von einem Neutralitäts-Kordon die Rede.)

Dazu kamen noch der Streit mit den, von Frankreich beschützten, Nachkommen des Herzogs Leopold von Wirtenberg-Mömpelgard, die Verhandlungen wegen der kaiserlichen Wahlkapitulation, die Angriffe Remchingens und anderer Günstlinge des verstorbenen Herzogs, die Ansprüche, welche die Prinzessin Luise an Karl Alexanders Erbschaft machte u. s. w., die Geldnoth und die Hartnäckigkeit der Landschaft, welche, wie Bilfinger sagt, ihm das Leben gar sauer machte und „bei der es schon lange her üblich war, dem Guten zu widerstreben."

All diese mannigfachen Gegenstände beschäftigten mehr oder weniger Bilfingern und dabei hatte er noch den Verdruß, seine besten Vorschläge oft verworfen, sich und seine Amtsgenossen beim Publikum verunglimpft zu sehen, wobei er sich mit dem bekannten Mens Conscia recti famae mendacia ridet tröstete. Aber seine Liebe zum Vaterland gab ihm Kraft zum Handeln, wie zum Dulden, und wenn er auch in Briefen an vertraute Freunde seinen Unwillen über manche verkehrte Maasregeln, seinen Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnungen ausdrückte, so ließ er darum doch nicht nach in seinem Dienst-Eifer.

Zu Anfang des Jahres 1744 bestieg endlich Karl Eugen selbst den Thron seiner Väter, wobei Bilfinger die Huldigungsrede hielt, aber zu jung und zu genußsüchtig, um die ganze Last der Regierungs-Geschäfte auf sich zu nehmen, überließ Karl Eugen den größten Theil derselben seinen Ministern. Obwohl der junge Fürst mit einen Vörurtheil gegen Bilfinger, vor dem Friderich der Große ihn gewarnt hatte, ins Land kam, so gewann dieser doch bald dessen Gunst. Karl zog ihn gerne zu Rath, und bediente sich seiner in den verwickeltsten, schwersten Geschäften; er erwieß ihm manche Gnade und machte ihn zum Sekretär des großen Jagd-Ordens. Seine Hauptsorge widmete Bilfinger von nun an der Kirche und den Schulen des Landes. Er verbesserte die Einrichtung der niedern sowohl als der höheren Bildungsanstalten, er war der Urheber mehrerer Polizei- und anderer Gesetze, und als Konsistorial-Präsident führte er bei seinem Kollegium den Geist weiser Duldung ein, der sich so klar in dem 1743 wegen der Separatisten und Pietisten erlassenen Reskripte zeigt, wo mit der möglichsten Schonung dieser Leute für die Verhütung und Abschaffung ihrer Mißbräuche gesorgt ist.

Neben seinen Amtsgeschäften aber trieb er auch noch immer Philosophie und Mathematik. Besonders mit der Baukunst beschäftigte er sich viel, er half den Plan zum neuen Schloß in Stuttgart entwerfen,

und war ein Mitglied der mit der Aufsicht über diesen Bau beauftragten Kommission, ein Geschäft, das ihm viel Unlust und Mühe machte und dessen er deßwegen gerne enthoben worden wäre. 9) Auch verfaßte er Mehreres über die Festungs-Baukunst, zur Feier des Geburts-Tages Karl Alexanders 1733 erschien sein Supplement aux Maximes ordinaires de la Fortification, (Tübingen 1733. 4.) und bald nachher schrieb er auch sein Werk: Nouveaux Projets de Fortification, worinn 12 neue Arten der Befestigungen angegeben, drei davon aber weiter ausgeführt und mit Kupfern erläutert sind, (Idée d'un Citadelle, Nouveau Systeme de Fortification, und kurze Beschreibung einer umgekehrten Festungs-Art.) Doch war dieses Werk nicht fürs Publikum bestimmt, er theilte es nur etlich Freunden und verschiedenen Regierungen mit, unter denen ihn die russische dafür mit 2000 Gulden belohnte, eine Geldsumme, welche er auf die Einrichtung seines Hauses in Stuttgart verwendete, das Bequemlichkeit mit Geschmack vereinte und allgemeinen Beifall fand.

Ferner gab er auch Sammlungen seiner kleineren Werke (Varia in Fasciculos collecta, philosophische, mathematische und theologische Abhandlungen und lateinische Reden enthaltend, eine Sammlung einiger kleinen Schriften und Reden, welche bei unterschiedlicher Gelegenheit verfertigt und gehalten wurden, und eine Abhandlung über das Religionssystem des Konfucius heraus, (Specimen Doctrinae vetterum Sinarum moralis et politicae, tanquam exemplum philosophiae Gentium ad rempublicam applicatae, excerptum libellis sinicae genti classicis Confucii sive dicta sive facta complexis. Frankfurt 1724. 8.) Mehrere andere Schriften von ihm wurden von seinen Schülern erst nach seinem Tode bekannt gemacht. Nicht durch die Menge, wohl aber durch den Gehalt und Geist seiner Schriften, war Bilfinger ausgezeichnet.

So nahte der Abend seines Lebens heran, seine Gesundheit, welche immer etwas schwach war, schwächte die Anhäufung von Geschäften

9) Bilfingern wollte der, nachher doch ausgeführte, Bauplan theils wegen der zu großen Kosten, theils wegen des niedrigen, feuchten Bauplatzes, nicht gefallen, er hätte gerne gesehen, wenn man das alte Schloß vergrößert und mit einer schönen Façade gegen den Lustgarten versehen hätte, dagegen aber war der Herzog, der ein ganz neues Gebäude wollte, und das Interesse mancher hiebei betheiligten Personen.

noch mehr, besonders plagten ihn fast beständig Schnupfen und ein beschwerlicher Husten, doch er heilte sich gewöhnlich ohne ärztliche Hülfe durch englisches Salz, Fasten und Wassertrinken, und nur selten nahm er zu Arzneien, noch seltner zum Aderlassen seine Zuflucht.

Da befiel ihn zu Ende des Jahres 1749 eine große Hitze und Mattigkeit in den Gliedern, er gebrauchte seine gewöhnlichen Mittel, ließ sich auch eine Arznei geben, machte aber sonst nicht viel aus der Sache. Doch das Fieber nahm schnell und bedeutend zu, die Mattigkeit wurde immer größer, die Eßlust verschwand, und Arzneimittel wollten so wenig als Blasenpflaster helfen. Die Krisis, mehrmals erwartet, blieb aus, Hitze und Fieber dauerten fort, die Neigung zum Schlaf wurde immer stärker, so daß er zuletzt fast immer schlummerte, bis nach einer Krankheit von 8 Wochen sein letzter Tag heran nahte. Schon konnte er nicht mehr sprechen, aber er war ruhig und gefaßt, als sein Freund Tafinger ihm zurief, halt im Gedächtniß Jesum Christum, drückte er die Hand an die Brust und bei den Worten, so wird auch Gott dich im Gedächtniß behalten, erhob er, wie zum Schwören, drei Finger, blickte lächelnd gen Himmel und entschlief kurz nachher (d. 18. Februar 1750). Bei der Oeffnung seines Körpers fand sich eine große Menge einer wässrigen Feuchtigkeit, welche die eigentliche Ursache seines Todes war. Er wurde in der Hospitalkirche zu Stuttgart begraben, und sein Bruder, der herzogliche Leibarzt, Johann Wendel Bilfinger, verfertigte ihm eine schöne, im Lapidarstyl verfaßte, Grabschrift.

Große Bestürzung herrschte, als man die Kunde von Bilfingers Tod vernahm, allgemein wurde er betrauert und tief fühlte Wirtenberg seinen Verlust, und an dem Kummer seines Vaterlandes nahm auch das Ausland Theil, das an ihm zwar keinen Staatsmann, aber dafür einen ausgezeichneten Gelehrten 10) verloren hatte. Als nach 15 Jahren später sein Neffe dem König Friderich dem Großen vorgestellt wurde, fragte dieser, der indeß von seiner frühern übeln Meinung längst zurückgekommen war, sogleich, ob er ein Verwandter des Verstorbenen sey? und fügte hinzu: Das war ein großer Mann, dessen Angedenken ich stets verehre!

Er war es auch, ein wahrhaft großer Mann, von ungeheuchelter Religiosität, die sich in Worten und Handlungen bei ihm aussprach;

10) Neben der Petersburger nahm ihn auch die Berliner gelehrte Gesellschaft zum Mitglied auf d. 4. October 1748.

fest hieng er am Christenthum, und war innig von dessen Wahrheiten überzeugt. Stets sprach er von göttlichen Dingen mit Ehrerbietung, und als einmal von den großen Eigenschaften mehrerer damals lebenden Gelehrten die Rede war, so sagte er: Alles ist an ihnen groß, nur das nicht, daß sie so wenig glauben. Alle Morgen las er einen Psalmen, Abends aber ein Kapitel aus dem neuen Testament. Sein Wahlspruch war: Das ganze Leben muß ein ununterbrochenes Streben nach Besserung seyn, oder, wie er dieß öfters bildlich auszudrücken pflegte, das Leben des rechtschaffenen Mannes muß seyn, wie die großen Frakturbuchstaben, Ein Zug durchs ganze Leben hindurch.

In seinem Berufe war er unermüdet thätig, er arbeitete den ganzen Tag fort, oft selbst noch in der Nacht. Voll reiner Vaterlandsliebe schlug er die vortheilhaftesten Stellen, welche ihm im Auslande angeboten wurden, aus: ich habe noch Nichts gethan und gesehen, sagte er bei solchen Gelegenheiten, welches werth wäre, daß Gott mich so wunderlich hieher geführt hätte. Die Zeit kam nun zwar auch, wo er sagen konnte: Nun hab' ichs gesehen, nun kann mich Gott zu sich rufen, nun wird die Nachwelt die Wege Gottes an mir erkennen, aber auch jetzt blieb er seinem Vaterlande treu. Redlich und treu verwaltete er sein Amt, uneigennützig schlug er die Besoldung von 600 Gulden aus, welche ihm als Consistorial-Präsidenten gebührte, und nahm, in jenen Zeiten ein seltener Fall, niemals Geschenke an. Als einst in seiner Abwesenheit ein Pfarrer vom Lande ihm etlich Fische schickte, welche er nicht mehr zurücksenden konnte, so bezahlte er dieselben. Auch waren Neid und Haß ihm gänzlich fremd, als ein Prälat für die Wittwe eines seiner Amtsgenossen, der sich immer als großer Widersacher Bilfingers gezeigt hatte, um einen Gnadengehalt bat, und der ganze Geheime Rath dagegen war, sprach er allein dafür, und als der Herzog ihn fragte: Warum denn gerade er sich der Wittwe so sehr annehme? Antwortete er: Weil ich auf der ganzen Erde keinen größern Feind hatte, als diesen Prälaten.

In der Freundschaft war er treu und beständig, gegen die Seinigen sehr zärtlich, alle Jahre besuchte er seine Mutter an ihrem Geburtstage und feierte diesen mit der lebhaftesten Freude. All seine Verwandte fanden bei ihm Rath, Hülfe und Schutz, und dieß war sein Haupt-Gebrechen, das er aber mit seiner Zeit theilte, daß er allzuviel Partheilichkeit für sie bewieß, bei Aemter-Ersetzungen sie vor andern bedachte. Jedoch nahm er auch hier immer auf die Fähigkeiten des Mannes Rücksicht, den er beförderte und gab keinem eine Stelle, welcher er nicht gewachsen war. Ein anderer Fehler Bilfingers war sein öfters allzurasch aufbrausender Zorn und seine schnelle Hitze, die ihn bisweilen zu Handlungen verleitete, welche er nachher bitter bereute.

Verheurathet war er nie, seine Berufs-Geschäfte, wie die Wissenschaften, hielten ihn davon ab. Seine Erholung bestand im Umgang mit seinen Verwandten und Freunden, denen er alle Abende eine Stunde widmete, und in seinem Garten. Diesen bearbeitete er selbst, und hatte vornemlich an den Blumen darinn die gröste Freude; ich habe jetzt, schrieb er im Mai 1742 einem Freunde, 150 vollkommen schöne, meist gefüllte Hyazinthen, 1800 Ranunkeln, 160 Anemonen und 4000 Tulpen. Auch legte er unweit Stuttgart einen Weinberg an, und ließ für diesen Reben aus Burgund, Italien, Ungarn, Griechenland, selbst aus Persien kommen, wodurch er, da sein Beispiel Nachahmer fand, auch den Weinbau in Wirtenberg befördern half.

Als Gelehrter besaß er vielseitige, ausgebreitete und tiefe Kenntnisse. Zwar war er in der Philosophie nicht der Schöpfer eines eigenen Systems, obwohl es ihm dazu nicht an den nöthigen Eigenschaften gefählt hätte, aber er hieng auch der Wolfischen Philosophie nicht sklavisch an; er erweiterte, verfeinerte und erläuterte sie; an selbstständiges, gründliches Forschen gewöhnt, bestimmte er manche ihrer Begriffe schärfer, brachte für viele ihrer Sätze frische Beweise vor, faßte sie von neuen eigenthümlichen Gesichtspunkten auf, und verbreitete so ein größeres Licht über sie, so wie er sie auch in Wirtenberg zuerst, besser bekannt machte. Schritt für Schritt verfolgte er die Wahrheit, warf auf alle Nebenwege einen behutsamen Blick, und rechnete es sich nicht zur Schande in zweifelhaften Dingen seine Unwissenheit zu bekennen. In der Mathematik zeigte er sich eben so scharfsinnig, als in der Philosophie, in der Theologie war er gründlich, getreu den Bekenntniß-Schriften seiner Kirche, er behandelte die Lehren der geoffenbarten Religion mit Ehrerbietung, bediente sich seiner Philosophie zu ihrem Schutze, nicht zum Angriff auf sie, und zeigte dabei gegen Andersdenkende große Duldsamkeit. Er war auch Ordenssekretär des wirtenbergischen großen Jagd-Ordens.

Quellen: Vornemlich handschriftliche Nachrichten. Ferner: Die Leichenrede über den Todesfall Herrn G. B. Bilfinger von M. W. G. Tafinger. Stuttgart 1750. fol., wobei auch Bilf. Bildniß sich befindet. Beitrag zur Geistes- und Lebensgeschichte Herrn G. B. Bilfingers in Mosers patriotischem Archiv, Thl 9. p. 339.

Johann Jakob Heinlin.

Nicht durch ausgezeichnete Thaten, wohl aber durch mancherlei Leiden und durch die Standhaftigkeit, womit er diese ertrug, ist Heinlin des Andenkens würdig.

Johann Jakob Heinlin, war der Sohn des Spezialsuperintendenten Heinlin in Kalw, wo er den 21. Dezember 1588 zur Welt kam. In seiner Vaterstadt erhielt er den ersten Unterricht und zeichnete sich durch gute Fähigkeiten eben so sehr als durch Fleiß aus. Sein, frühe sich zeigendes, Talent für Musik verschaffte ihm im neunten Jahre eine Stelle unter den Chorknaben der Hofkapelle des kunstliebenden Herzogs Friedrich von Wirtenberg, und zugleich die Gelegenheit, sich durch den Besuch des Pädagogiums in Stuttgart noch weiter auszubilden. Doch war seine neue Lage gerade nicht die beneidenswertheste, denn ein strenger und mürrischer Kapellmeister, der zugleich Aufseher und Hauswirth der Knaben war, stellte seine Geduld auf manche schwere Probe, was ihm aber später Heinlin recht dankte, indem er häufig sagte: Diese Geduldsschule habe ihm für seine ganze Lebenszeit viel genützt. Einmal, so erzählt sein Freund und Lebensbeschreiber Hesenthaler, hatte ein Brand mehrere benachbarten Gebäude verzehrt und auf den Knaben einen gar schreckhaften Eindruck gemacht. Im Traume erschien ihm die Feuersbrunst wieder, und erschreckte ihn so sehr, daß er aus dem Bette sprang, den Traum für Wirklichkeit haltend. Der Mond schien durch die Spalten der Fensterladen, und der noch Schlaftrunkne wähnte nun wirklich einen Brand zu erblicken. Schreiend lief er durchs Haus und weckte seine Genossen. Ueber dem Lärmen erwachte auch der Kapellmeister, der kaum, in tiefen Schlaf versunken, die Schmerzen des Podagra's vergessen hatte, und voll Grimm mißhandelte er den Urheber des falschen Schreckens mit Füßen und Fäusten auf die unbarmherzigste Weise.

Fünfthalb Jahre blieb Heinlin hier, alsdann kam er in die Klosterschule zu Hirschau und von da nach Bebenhausen und dann ins theologische Stift zu Tübingen (1606). Hier studirte er eifrig die Philosophie und Theologie, fleißig besuchte er die Vorlesungen Gerlachs, Hafenreffers und anderer, und erwarb sich daneben auch in den mathematischen Wissenschaften solche Kenntnisse, daß er als Repetent des theologischen Stifts in der Astronomie, wie in den morgenländischen Sprachen mit gutem Erfolg unterrichtete, auch mit dem bekannten Mathematiker und Orientalisten Wilhelm Schickard in ununterbrochenem, starkem Verkehr stand.

Dieß sein Lieblingsstudium vernachläßigte er auch nicht, da er 1613 als Diakonus nach Bietigheim und von da 1621 als Pfarrer nach Ober-Rieringen kam. Hier wurde ihm das Glück zu Theil, daß der berühmte Johann Kepler sich einige Zeit lang bei ihm aufhielt, eine Zeit, von der Heinlin noch in spätern Jahren sagte, daß sie für ihn die glücklichste seines Lebens gewesen sey. Mathematik machte na-

türlich den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung aus, und Kepler bewies dabei seinem noch zweifelnden Gastfreunde aufs Ueberzeugendste die Richtigkeit des Kopernikanischen Weltsystems. Im Jahre 1624 wurde er Spezial-Superintendent zu Herrenberg, und hier war er noch als nach der Schlacht bei Nördlingen das östreichische Heere in Wirtenberg einfiel (1634).

Es ist bekannt, welch gränzenloses Mißgeschick dieser Einfall einer zügellosen, raub- und mordgierigen Kriegerschaar unserem Vaterland bereitete. Auch vor Herrenberg erschienen die wilden Horden, mit Plünderung und Brand drohend. Heinlin erbot sich mit einem Mitglied des Stadtraths zum feindlichen Oberbefehlshaber zu reisen, um für die bedrängte Stadt Schonung von ihm zu erflehen. Aber kaum war er ausser dem Thore, als ein Soldatenhaufen über ihn herfiel, um ihn zu plündern. Sie legten ihm einen Strick um den Hals und hängten ihn zweimal an einem Baume auf, endlich jedoch ließen sie ihn, halbtodt, los, und zogen, nachdem sie die Stadt geplündert hatten, wieder ab. Bald darauf kam eine andre Schaar, die ihn ergriff, mit Schlägen mißhandelte, in eine Kutte steckte und gebunden herumführte. Auch dießmal aber rettete Heinlin sein Leben und verbarg sich auf einem Heuboden. Indessen wütheten Raub, Mord und Brand in der unglücklichen Stadt, auch den Heuboden, auf welchem Heinlin versteckt war, ergriff die Flamme, und nur durch einen verzweifelten Sprung in den unten befindlichen Viehstall, vermochte er sich zu retten.

Er kam nun als Spezial-Superintendent nach Böblingen, hier gerieth er in neue Lebensgefahr. Eine Rotte Plünderer hohlte ihn aus dem Hause des Vogtes, wohin Heinlin erschrocken geflohen war, stürzte ihn in einen tiefen Graben, schoß nach ihm, doch ohne ihn zu treffen, zog ihn dann wieder heraus und schleppte ihn mit fort. Eine volle Stunde lang mußte er, an den Schweif eines Pferds gebunden, ihnen folgen, bis sein Flehen die mildesten seiner Peiniger erweichte; diese setzten ihn auf ein Pferd, erquickten ihn durch einen Trunk Wein, nahmen ihn bis nach Bernhausen, und entließen ihn hier, mit der Weisung, sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen. Da aber eine neue Rotte schon herannahte, versteckte sich Heinlin, verfiel in einen tiefen Schlaf und eilte, als er wieder erwachte, nach Eßlingen.

Bald nachher wurde er zum Prediger in Derendingen und in den umliegenden Oertern berufen (1638), aber auch hier wurde er durch häufige Ueberfälle der wilden Kriegerschaaren beunruhigt, und zog deßwegen nach Tübingen, wo er die, durch Wilhelm Schickards Tod erledigte, Stelle eines Professors der Mathematik zwei Jahre lang unentgeldlich versah. Endlich kehrten mit dem westphälischen Frieden auch nach Wirtenberg Ruhe und Ordnung zurück und für Heinlin endigte eine Zeit schwerer Prüfungen und Verluste, denn auch das Vermögen seiner Gattinn, das in die Festung Schorndorf geflüchtet wurde, war dort verloren gegangen. Er erhielt nun die Würde eines General-Superintendenten und Abts von Adelberg und zugleich führte er fünf Jahre lang die Oberaufsicht über die Erziehung des wirtenbergischen Prinzen, Johann Friedrich, im Collegium illustre, bis er 1654 zum Abt von Bebenhausen ernannt wurde, welche Stelle er bis zu seinem Tod (4. Septemb. 1660) bekleidete.

Heinlin war zweimal verheurathet, mit Regina, der Tochter des Vogts zu Eberdingen, Johann Wendelin Brenz, und hierauf mit Eli-

saberth von Egen, die zuvor dreimal Wittwe geworden war. Von den Kindern beider Ehen aber überlebten ihn nur zwei Söhne, Johann Jakob und Friderich.

Heinlin's frommes, gottergebenes Gemüth zeigte sich vornemlich bei der geduldigen Ertragung der mancherlei schweren Unfälle, die ihn trafen, sein festes Vertrauen auf Gott flößte ihm die unerschütterliche Standhaftigkeit ein, mit welcher er jedes Mißgeschick ertrug. Er betrug sich im Glück wie im Unglück mit Mäßigung, im Umgang war er ohne Stolz und Anmaßung, bescheiden und freundlich gegen jedermann, gastfreundschaftlich, im Essen und Trinken sehr einfach und mäßig. Durch glückliche Anlagen, mit angestrengtem Fleiß verbunden, erwarb er sich gründliche und ausgebreitete Kenntnisse in mehr als einem Fache des Wissens. Zwei seiner Schriften beschäftigen sich mit der biblischen, vornemlich aber mit der Zeitrechnung Daniels und der Offenbarung (Clavis Chronologiae sacrae 1642. Sol temporum sive Chronologia mystica 1646), sie erhielten großen Beifall, aber auch manche Widersacher, gegen welche sich jedoch Heinlin nachdrücklich vertheidigte (Vindiciae Chronologiae 1647). Sein kurzer Inbegriff der mathematischen Wissenschaften (Synopsis mathematica 1653) wurde in den wirtenbergischen Schulen eingeführt und mehrmals neu aufgelegt. Auch über Naturlehre und Philosophie schrieb Heinlin Mehreres (De recta philosophandi ratione, de vero systemate mundi, Janua naturae aperta sive epitome scientiae naturalis, Physiologia), was aber nicht im Druck erschien. Auf herzoglichen Befehl verfaßte er eine Auslegung der Propheten und des Neuen Testaments (Summaria, oder kurze Auslegung des neuen Testaments zu den ordentlichen Vesper-Lektionen 1659. Summaria, oder Auslegung aller Propheten 1662), er gab eine christliche Sittenlehre (Ethica christiana 1656) heraus, auch vertheidigte er die evangelische Religion gegen die Katholiken (Muri Babylonis destructi, das ist, gründliche Widerlegung der vornehmsten Schein-Gründen, damit heutiges Tages die Jesuiten und päpstliche Lehrer die evangelische Religion umzustoßen, dagegen ihre päpstische Irrthümer zu behaupten und hohen und niedern Standes, vom Papstthum abgetrettene, Personen wieder bereden sich unterstehen 1654).

Quellen: Nominis Theologici et Philosophici Fragrantia seu Laudatio suprema J. J. Heinlini ect habita a M. Hesenthaler. Tubingae 1660. 4. Infulata Virtus viri et solida eruditione et rara morum innocentia conspicui J. J. Heinlini etc. commendata a Balthas. Raithio. Tubingae 1661. 4. Programma exequiale illustris Collegii. 1661. 4. Fischlini memoria theologorum Wirtembergensium resuscitata. Tom. II. p. 158 ff.

DD
801
W62P4
v.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.